Studien zur Geschichte der deutschen gelehrten Dichtung des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts

I. Ambrosius Lobwasser.

❖

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

genehmigt von der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin

Von

Erich Trunz

aus Königsberg (Preußen)

Tag der Promotion: 9. 5. 1932.

Tag der mündlichen Prüfung: 19. 11. 1931.

1932

Druck: Krausenecks Verlag und Buchdruckerei G.m.b.H., Gumbinnen.

Referenten: Professor Dr. Julius Petersen.
Professor Dr. Arthur Hübner.

1. Der Schüler der schönen Künste.

Lobwasser ist als Dichter und als Mensch eine der bedeutenderen Gestalten der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Er ist keiner der ganz Großen — solche besaß diese Zeit der Nachreformation und des Nachhumanismus überhaupt nicht. Aber er steht infolge seiner Klarheit des Geistes, Reichtums der Bildung und dichterischen Fähigkeit in der Zahl derer, die — wie auch Camerarius, Crato, Lotichius, Frischlin, Fischart und noch mancher andere — über die Masse der Zeitgenossen hinausragen. Daß und wie er altdeutsch-volkstümliche Bürgerkultur und humanistisch-gelehrte Standeskultur in seiner Persönlichkeit, seiner Weltanschauung und in seinem künstlerischen Werk vereinigte, verleiht ihm diese Stellung. Gerade weil er kein eigenwillig-genialer Kopf war, sondern in allem ein Kind seiner Zeit, spiegeln seine Persönlichkeit und sein Werk wider, wie in ihr jene zwei getrennten Geistesrichtungen zueinander standen. Als Lutheraner, jedoch duldsam und dem Calvinismus nahestehend, in Mittel- und Norddeutschland lebend, mit bester humanistischer Bildung, christlich-fromm und insofern sozial, humanistisch-gelehrt und dadurch aristokratisch, mit einem Weltbilde von viel altdeutsch-mittelalterlichen, bürgerlich-ständischen Bestandteilen und einer Persönlichkeit von viel humanistischer Klarheit, Geschlossenheit und Vielseitigkeit gehört er in die Reihe jener Männer, die Protestantismus und Humanismus zu vereinigen wußten wie Melanchthon, Camerarius und Crato, eine Reihe, die sich später in Meibom, Meyfart und Calixtus sowie in den großen niederländischen Gelehrten fortsetzte und eine der klarsten und wesentlichsten Entwickelungslinien des deutschen Geisteslebens nach der Reformation darstellte.

Sein Leben, schlicht und gerade verlaufend, führte ihn durch die verschiedensten Umgebungen und machte ihn mit den verschiedensten geistigen Strömungen seiner Zeit bekannt. Die Schneeberger Familie gab ihm die schlichte alte Kultur eines einfachen Bürgerhauses mit. In Leipzig erlebte er den Sieg des Humanismus. Äußerlich war sein Leben fortan die typische Laufbahn eines erfolgreichen Humanisten: Er begann als Scholar, durchlief alle Grade der Hochschule, wurde Hochschullehrer, stieg auf zu hohen Ämtern und wirkte im öffentlichen

Leben an angesehener Stelle. In Leipzig erlebte er auch die Einführung der lutherischen Kirche, während ihn dann in Frankreich die Kraft und Innigkeit der calvinistischen Gemeinden beeindruckten. Im Dienste der Meißener Burggrafen enthüllten sich ihm die Ziellosigkeit des deutschen Adels und das leichtsinnige Leben der reichgewordenen Stände, das Schwelgen und Prassen dieser Zeit, in welchem aller Kraftüberschuß vergeudet wurde, der in der allzu engen und festen bürgerlichen Ordnung des Jahrhunderts keinen Raum fand. In Bologna sah er die Ausgänge der italienischen Renaissance. In Königsberg boten sich seinen Blicken die unheilvolle Spaltung von Volk und Gelehrtenschicht und die erbitterten Lehrstreitigkeiten der Geistlichen, die den schärfsten Gegensatz bildeten zu den tiefen und ängstlichen religiösen Bedürfnissen der unteren Volksschichten. Es war eine Zeit, der ein einheitlicher Höhepunkt fehlte, eine Zeit der Gegensätze, der Breite und Vielheit.

Als Dichter stand Lobwasser vermittelnd zwischen der volksmäßigen und der gelehrten Dichtung. Seine Stoffe sind religiöser Art, so daß sie Gelehrte wie Ungelehrte ansprechen konnten. Inhaltlich volkstümlich bleibend, suchte er durch kunstvoll veredelte Formen die deutschsprachliche Dichtung den Ansprüchen der Gelehrten anzupassen. In der Zeit, als mit Hans Sachs die rein volksmäßig-ungelehrte Dichtung Höhepunkt und Ende gefunden hatte und die rein gelehrte Standesdichtung noch nicht begonnen hatte — sie setzte erst mit der Opitzgeneration ein —, versuchte er Werke zu schaffen, die zwischen der volkstümlichen und der gelehrten Literaturschicht vermittelten. Die Lage der Gesamtkultur war diesem Versuche freilich ungünstig, und Lobwassers Ausmaß als Persönlichkeit und Dichter nicht so überragend, um diese Aufgabe völlig zu lösen. Hinter den zwei Literaturschichten standen zwei Kultur- und Gesellschaftsschichten, das altdeutsch-spätmittelalterliche Bürgertum und die humanistisch-gelehrte Standeswelt. Beide bildeten jahrhundertelang in stetem Annähern und Abstoßen, Durchdringen und Verändern Hauptelemente des deutschen Geisteslebens. Ihr Stand in der Mitte und zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hat Lobwassers Persönlichkeit und Weltanschauung das Gepräge gegeben. Auch seine Dichtung in ihrer Eigenart als Dichtung eines Humanisten, geschrieben für das Volk, war durch diese Situation bedingt.

Lobwassers Vorfahren saßen in Schneeberg im Erzgebirge. Die Stadt gehörte zum Kurfürstentum Sachsen. Die Schneeberger Silbergrube war eine der größten und ertragreichsten der Welt. Der Bergbau hatte die Stadt reich gemacht und lebhaftes bürgerliches Leben in ihr entfaltet, ähnlich wie in den beiden anderen erzgebirgischen Städten Zwickau und Joachimsthal. An den Schulen blühte der Humanismus. An der Schneeberger Schule lehrte Hieronymus Weller. Andreas und Paulus Musculus waren berühmte Söhne der Stadt. Die Familie Lobwasser spielte in dieser Stadt ihre Rolle. Sie ist oft genug bezeugt. Ursprünglich schrieb sie sich Lohewasser

und Lowasser, aber die Zeit war in der Schreibung der Eigennamen ungenau; besonders die Leipziger Matrikel wechselt immer wieder darin, und im ganzen sind mehr als 14 Formen des Namens überliefert. Im Jahre 1555 war Hans Lohewasser Schöffe, 1563 Wolf Gemeindevorsteher, 1578 Sigmund Stadtrichter, 1597 Paul Schöffe, 1614 starb Christian Lobwasser als Kandidat der Rechte. Mehrere Mitglieder der Familie führt unter Angabe des Heimatortes Schneeberg die Leipziger Matrikel an, 1511 Petrus, 1546 Johann, 1549 Oswald; denn Leipzig war die Landeshochschule der erzgebirgischen Städte, und in den Einschreibungslisten des 16. Jahrhunderts ist häufig Schneeberg als Heimatort von Studierenden angegeben.

Im Jahre 1515 war in Schneeberg Fabian Lobwasser Vorsteher der Knappschaft. Bis 1522 war er Steiger auf der Grube St. Georg und der alten Fundgrube des Silberbergwerks, dann trat er in den Dienst des neuen, aufblühenden Kobaltbergwerks über. Die Bergwerke gehörten dem Herzog von Sachsen. Wie alle Bergleute stand auch Fabian Lobwasser in seinem Dienste. Seine Söhne waren Paul, Michael und Ambrosius. Paul Lobwasser wurde im Jahre 1500 geboren. Er lebte später in Leipzig als Magister der freien Künste und dann als Professor der Rechtswissenschaft und ist dort 1566 verstorben[1]). Michael Lobwasser blieb in Schneeberg. 1555 war er dort Gerichtsschöffe. Er überlebte seine beiden Brüder, denn er hat 1585 seinem Bruder Ambrosius das Grabdenkmal gestiftet. Ein Sohn von ihm, der wiederum Paul hieß, heiratete 1588 in Leipzig. Zu dieser Feier gaben Freunde von ihm ein Bändchen lateinischer Festgedichte heraus, in denen auch über die Geschichte der Familie berichtet ist.

Ambrosius Lobwasser, der dritte der Brüder, wurde im April 1515 geboren. Sein Vater begann früh, ihn die Anfangsgründe der lateinischen Sprache zu lehren und in die „schönen Künste" einzuführen, zu denen alle Zweige der Philosophie und Philologie und auch Sternkunde und Zahlenlehre gehörten. Schon im Alter von dreizehn Jahren verließ er seine Heimatstadt und kam in das Haus seines Bruders Paul nach Leipzig. Aber obgleich er so früh aus seinem Geburtsort fortging, hat er ihn später nie vergessen. In Königsberg hatte er mehrmals Verwandte aus Schneeberg als Besuch bei sich; als er starb, vermachte er der Stadt Schneeberg sein Vermögen, und es sind offenbar Erinnerungen an den Schneeberger Bergbau, die ihn in seinen Sinngedichten zu dem Abschnitt „Von Berg-Leuten" an-

[1]) Sein Lebenslauf läßt sich auf Grund der Leipziger Matrikel genau verfolgen. Im Sommer 1518 wurde er eingeschrieben, im Sommer 1520 Bakkalaureus an der Artistenfakultät, im Winter 1526 Magister der Philosophie und schönen Künste. 1531 wurde er in das consilium, den Kreis der bestallten festen Lehrer, aufgenommen, im Winter 1533 Rektor, im Sommer darauf Dekan der Artistenfakultät. 1536 war er Prüfer beim Bakkalaureatsexamen der Artisten und als executor und clavigerus einer der ersten Hochschulbeamten, 1537 wieder Prüfer der Bakkalauren und auch der Magister, ebenso im Jahre 1544. Gleichzeitig begann er Rechtswissenschaft zu treiben, wurde 1537 darin Bakkalaureus, 1538 Lizentiat und noch im selben Jahre beider Rechte Doktor. 1559 war er Vizekancellarius der Rechtsfakultät und hatte als solcher die Magisterprüfungen zu leiten. 1561 und 1566 war er Prüfer beim juristischen Bakkalaureatsexamen. Seine Vorlesungen behandelten 1529 die Grammatik des Diomedes, 1532 Terenz, 1533 Poetik, 1534 Moralphilosophie, 1535 Rhetorik, seit 1544 Rechtsgegenstände wie bürgerliches Recht und kanonisches Recht.

regten, wo er über „Berg-Leute, Bergmeister, Geschworene, Schichtmeister und Hewer" berichtet.

Im Sommer 1528 kam Lobwasser nach Leipzig. Er ist dann länger als zwanzig Jahre hindurch dort geblieben und hat während dieser Zeit die wechselnden Schicksale der Stadt und der Hochschule miterlebt. Während der ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts war Leipzig seiner führenden Stellung im deutschen Geistesleben verlustig gegangen. 1501 verlor es in Polichius einen Vorkämpfer des Humanismus. Während der Reformationsjahre lag dann die Führerschaft der geistigen Entwicklung bei dem norddeutschen Luthertum. Weil Leipzig sich zunächst zurückhaltend verhielt, verlor es für eine Zeitlang seine mitteldeutsche Vorrangstellung zu Gunsten von Wittenberg. Weil es an der alten Scholastik festhielt, verspottete es der Humanismus in den Dunkelmännerbriefen. Doch allmählich gewann insgeheim das Luthertum in der Stadt an Boden und der norddeutsche Humanismus Einfluß auf die Hochschule. Im Jahre 1539 erkämpfte diese trotz des heftigsten Widerstandes des Herzogs Georg den kirchlichen Übertritt. Alle Hochschullehrer nahmen öffentlich das neue Bekenntnis an, und man wird daher wohl nicht fehlgehen mit der Annahme, daß damals auch die Brüder Lobwasser öffentlich übergetreten sind. Ihre Heimatstadt Schneeberg war zu jener Zeit bereits rein lutherisch, und auch in den Leipziger Hochschulkreisen die Neigung zu der neuen Lehre schon alt. Seit 1541 erfreute sich die Hochschule dann einer neuen Blütezeit unter Camerarius, und Lobwasser, der inzwischen bereits Professor geworden war, hat sie bis zum Jahre 1549 miterlebt. Camerarius hat neben Melanchthon für die Verbreitung der humanistischen Bildung in Norddeutschland im 16. Jahrhundert am meisten getan. Lobwasser erfreute sich seiner besonderen Wertschätzung, und Camerarius hat ihn darum auch später an Herzog Albrecht von Preußen empfohlen.

Lobwassers Laufbahn an der Hochschule läßt sich auf Grund der Matrikelbücher, die in Leipzig mit größerer Genauigkeit als an anderen Hochschulen geführt wurden, genau verfolgen. Es ist der übliche Werdegang des Gelehrten jener Zeit, den er durchmachte. Im Sommer 1531 wurde er eingeschrieben und im Sommer 1534 Bakkalaureus an der Artistenfakultät. Damit hatte er die unterste Hochschulwürde erreicht. Jeder Bakkalaureus mußte wie die Scholaren in dem Alumnat der Hochschule leben oder in einem der von dieser zugelassenen Wohn- und Kosthäuser, wo lateinisch gesprochen wurde. Lobwasser blieb im Hause seines Bruders. Als Bakkalaureus hatte er die Pflicht, eine große Zahl von Vorlesungen und Übungen der Magister zu hören, dann durfte er nach zwei Jahren selbst sich um diese Würde bewerben. Im Winter 1535 bestand er die Magisterprüfung und erwarb damit den höchsten Rang, den in jener Zeit die Artistenfakultäten verliehen. Auch ein Magister war strengen Hochschulverordnungen unterworfen. Er mußte Vorlesungen und Übungen abhalten und auch seine Lebensführung wurde überwacht. Hatte er

sich mehrere Jahre hindurch bewährt, so konnte er in das „consilium“ aufgenommen werden, den Kreis der festen und bestallten Hochschullehrer, die die Prüfungen abhielten und die Hochschulämter innehatten. 1538, im Alter von 23 Jahren, wurde Lobwasser in das consilium zugelassen, für dessen Mitglieder vier Jahre darauf die Bezeichnung „Professor“ eingeführt wurde, die auch Lobwasser fortan in den Büchern der Fakultät trägt. Gleichzeitig hat wohl auch die Honorierung seiner Tätigkeit begonnen. Cimdarsus berichtet, er hätte als Leipziger Magister zuerst entgeltlos gelesen, bald aber ein ansehnliches Honorar erhalten. Häufig hat er akademische Ämter bekleidet. 1542 war er Dekan und hatte als solcher die Leitung aller Fakultätsangelegenheiten und der Bakkalaureatsprüfungen, 1544 war er Vizekanzler und stand der Magisterprüfung vor, 1548 tat er das gleiche als Vizedekan. Außer diesen Ämtern gab es noch das Amt des „clavigerus“, der das Rechnungswesen unter sich hatte, und das des „executor“, der Magister, Bakkalauren und Scholaren zu überwachen hatte, daß alle Vorlesungen und Übungen ordnungsgemäß abgehalten wurden. Auch diese Ämter hatte Lobwasser inne, es war in den Jahren 1538 bis 1540, 1546 und 1548. Die Magister, welche die Prüfungen abzuhalten hatten, wurden durch das Los gewählt. Oft wurde Lobwasser dazu bestimmt. In den Jahren 1538 bis 1542 und wieder 1544 bis 1546 und 1548 war er Prüfer der Bakkalauren, 1540, 1545, 1547 und 1548 Prüfer der Magister. Auch über seine Vorlesungen sind in den Büchern der Fakultät Angaben erhalten. Die Zeitspanne, über die sich eine Vorlesung erstreckte, war damals meist ein Jahr, oft aber auch eine noch längere Zeit. Lobwasser las 1536 Grammatik, 1537 Dialektik, 1538 Ciceronianische Rhetorik, 1540 Grammatik, 1541 Ethik, 1542 Quintilian, für den damals ein besonderer Lehrstuhl in Leipzig bestand, 1543 Rhetorik, 1545 Terenz und 1546 bis 1548 Vergil. Im Frühling 1549 verließ er Leipzig, doch nahm er vorher noch eine Gelegenheit wahr, um sich an der Hochschule auszuzeichnen und als lateinischer Dichter hervorzutreten. Im Winterhalbjahre 1548/49 war er Vizekanzler, hatte 17 Magister zu prüfen und die Festhandlung, die sich daran schloß, zu leiten. Bei dieser trug er nun ein langes lateinisches Festgedicht vor, das er selbst für diese Gelegenheit verfaßt hatte. Vor seiner Abreise ließ er es noch rasch im Druck erscheinen, und in der Vorrede wies er darauf hin, daß er mit diesem Werke von Leipzig Abschied nehme.

2. Rechtsstudium und gesellschaftlicher Aufstieg.

Im Alter von 33 Jahren verließ Lobwasser 1549 Leipzig und unternahm eine Reise nach Frankreich. Als später Cimdarsus auf Grund von Lobwassers eigenen Angaben sein Leben beschrieb, gab er als Ursache der Reise die Lust an, fremde Länder zu sehen und Rechtswissenschaft zu treiben. Das Reisen galt in den Gelehrtenkreisen des 16. Jahrhunderts als unentbehrliches Bil-

dungsmittel. Lobwasser, der bisher nur in Leipzig gelebt hatte, nahm darum die Gelegenheit wahr, in der Welt herumzukommen, und wurde Hofmeister zweier junger Adeliger, die bis dahin die Leipziger Hochschule besucht hatten, und mit denen er französische Hochschulen besuchte. Daß ein Professor als Hofmeister Reisen machte, war damals nichts Seltenes. Gleichzeitig begann Lobwasser Rechtswissenschaft zu studieren. Mit dem Übergang zu diesem Fache war ihm zehn Jahre früher sein Bruder vorangegangen. Der Grund dafür lag in der besonderen Stellung, die die Rechtswissenschaft im 16. Jahrhundert einnahm: Sie war in dieser noch fest in Ständen und Gesellschaftsschichten denkenden Zeit für einen bürgerlich Geborenen der einzige Weg, um zu höchstem Ansehen emporzusteigen.

Unter den Angehörigen der drei „oberen" Fakultäten, worunter man Rechtswissenschaft, Arzneikunde und Theologie verstand, standen seit dem Ende des 15. Jahrhunderts die Rechtsgelehrten in der gesellschaftlichen Rangordnung am höchsten. Ihr Aufstieg hing zusammen mit der tiefgehenden Veränderung, die das gerichtliche Verfahren und die staatliche Verwaltung seit dem Ausgange des Mittelalters erfuhren. Im Gerichtswesen wurden die ungelehrten Schöffen immer mehr verdrängt durch gelehrte, im römischen Rechte ausgebildete Richter. In Verwaltung und Regierung des sich verfeinernden neuen Staatswesens füllten Rechtsgelehrte alle jene Stellungen, denen, weil sie wissenschaftlich durchgebildete Kräfte erforderten, ungelehrte Adelige oder niedere Kanzleischreiber nicht mehr gewachsen waren. Im Laufe des 16. Jahrhunderts ging zuerst in Sachsen — wo Lobwasser lebte —, und dann auch im übrigen Deutschland die Verwaltung immer mehr aus den Händen der Landstände in die rechtswissenschaftlich gebildeter, besoldeter Räte über. Der Titel eines Doktors beider Rechte, zumal wenn er in Bologna oder Paris erworben war, bedeutete in der Rangordnung der europäischen Gelehrtenschicht die höchste Stufe. In seiner gesellschaftlichen Stellung wurde ein Doktor der Rechte im 16. Jahrhundert auch in Deutschland einem Adeligen gleichgesetzt, wie es in Italien schon lange der Fall war. In Süddeutschland galt bereits der Satz, den die „Reformatio guter Policey" 1530 aufgestellt hatte: „So einer eines Fürsten Hoffmeister, Kantzler, Marschalck oder Raht, vnd doch nicht vom Adel were, der mag sich denen von Adel gleich tragen ...", ein Grundsatz, den die Neuauflage des Werkes von 1548 beibehielt, der in allen rechtswissenschaftlichen Werken der Zeit wiederholt wurde, und den noch Stephani 1617 eingehend besprach.

Im 14. und 15. Jahrhundert war es an allen Hochschulen fester Brauch geworden, daß man an der „unteren", der artistischen Fakultät sein Studium begann und erst, nachdem man dort Magister geworden war, an einer der „oberen" Fakultäten das Studium fortsetzte. Diese Bestimmung war notwendig, weil die in ihren Gebieten sehr umfassende untere Fakultät die philologischen und methodologischen Grundlagen für die Fachausbildung der anderen Fakultäten

vermittelte, und brachte den Vorteil, daß dem ganzen wissenschaftlichen Leben eine große, einheitliche Grundlage gegeben wurde. Als der Humanismus um 1500 die deutschen Hochschulen eroberte, ließ er diesen Brauch bestehen, da er ganz seinem Gedanken einer allseitigen, auf guter Kenntnis der Alten begründeten Bildung entsprach. Gerade die Pflege des römischen Rechts war ohne Vorbildung an der Artistenfakultät und die dort vermittelte gründliche Kenntnis der Alten nicht möglich. Im 16. Jahrhundert verlangten darum die humanistisch-protestantischen deutschen Hochschulen zur Erwerbung der juristischen Doktorwürde den Magistertitel der Artistenfakultät. Außerdem mußte man eine längere, etwa fünf Jahre dauernde rechtswissenschaftliche Ausbildung genossen haben, für die der Besuch ausländischer Hochschulen erwünscht war. Dann erst durfte man sich um die Doktorwürde bewerben. Diese langwierige Laufbahn und die Rücksicht auf die gesellschaftliche Stellung der juristischen Doktoren brachten es mit sich, daß man erst im reifen Mannesalter diesen Titel erwarb. Doch galt er dann auch als ein Kennzeichen, daß sein Träger in Wissenschaft und öffentlichem Wirken den höchsten Aufgaben gewachsen wäre. Die Doktoren der Rechte wurden Assessoren am Reichskammergericht, fürstliche Räte, Gesandte oder Bevollmächtigte auf den Reichstagen, Hochschullehrer, Ratsschreiber der größeren Städte oder auch freie Rechtsberater. Von dem Volke, dessen Denken sich völlig in einer vorgefaßten gesellschaftlichen Rangordnung bewegte, die mit Kaiser, König und Freiherr begann und mit Bauer und Bettler schloß, wurden die Rechtsgelehrten unter allen bürgerlichen Berufen bei weitem am höchsten gestellt. So war in dem bürgerlichen, ständischen Deutschland des 16. Jahrhunderts der Rechtsgelehrte zum ersten Berufsstand geworden, gleichwie es in früheren kirchlich denkenden Jahrhunderten der Geistliche war und im darauffolgenden Jahrhundert des absolutistischen Staates und des großen Krieges der Offizier.

Wie es im 16. Jahrhundert allgemein üblich war, begann Lobwasser als magister artium und schon im Mannesalter das Rechtsstudium. Er empfing seine Ausbildung in der Rechtswissenschaft an den Hochschulen Frankreichs, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts die berühmtesten Rechtsgelehrten Europas vereinigten. Die Lehrer, die er wählte, gehörten sämtlich zu dem jungen, humanistischen Geschlecht in der Rechtswissenschaft. Sie kämpften gegen die mittelalterlich-scholastische zergliedernde Art des Rechtsverfahrens, waren vielseitige Gelehrte, gründliche Kenner der Alten und Vorkämpfer des römischen Rechts.

Lobwasser reiste mit seinen beiden Schülern im Frühjahr 1549 von Leipzig nach Löwen. Dort hörte er Gabriel Mudäus, von dem sein Zeitgenosse Matthäus Wesenbeck — wohl stark übertreibend — berichtet, sein Ruhm hätte in jenen Jahren zweitausend Jünger der Rechtswissenschaft zugleich in Löwen versammelt. In Löwen blieb Lobwasser mit seinen Schülern den Sommer 1549 und das folgende

Winterhalbjahr, dann gingen sie für ein halbes Jahr nach Paris. Dorthin zog sie der unter den Gelehrten Europas in jenen Jahren immer größer werdende Ruhm des Petrus Ramus, der mit humanistischer Vielseitigkeit in allen Zweigen des Wissens arbeitete und Anregungen gab, der die herrschende aristotelische Methode bekämpfte und in der Rechtswissenschaft eine Auflockerung der bestehenden umständlichen Verfahren anstrebte, das natürliche Rechtsempfinden in den Kreis der wissenschaftlichen Betrachtung zog und Wege zu einem neuen, vereinfachten, zusammenfassenden Rechtsverfahren suchte. Von Paris zog Lobwasser weiter nach der Stadt Bourges im Herzogtum Berry, deren Hochschule damals in Blüte stand. Dort hatte sich die neue Schule der Rechtswissenschaft bereits siegreich durchgesetzt. Der Humanist Duarenus, neben Mudäus der berühmteste Rechtsgelehrte der Zeit, war dort Lobwassers Lehrer, und neben ihm Donellus, der später der Bartolomäusnacht entflohen, in Heidelberg und Altdorf lehrte, und dessen großes Werk über das bürgerliche Recht noch jahrhundertelang fortlebte. Dort, im Herzogtum Berry, lernte Lobwasser auch den Psalmengesang der Hugenotten kennen, und die Singweisen ihrer Lieder machten auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck. Er blieb mit seinen Schülern in Bourges zwei und ein halbes Jahr. An der unteren Loire in Anjou verlebte er dann ein weiteres Jahr, „angefüllt mit ernster wissenschaftlicher Arbeit", wie Cimdarsus berichtet. Dann, nachdem er volle fünf Jahre in Frankreich verbracht und bei den bedeutendsten Rechtsgelehrten der Zeit sich ausgebildet hatte, kehrte er in die Heimat zurück. Er selbst hat sich an die Jahre in Frankreich und die Lehrer, die er dort hatte, später gern erinnert. Als er im Alter Cimdarsus sein Leben erzählte und dieser es darstellte, wurde die französische Reise mit besonderer Ausführlichkeit behandelt.

Bald nach seiner Rückkehr — das Jahr geht aus den alten Quellen nicht genau hervor, es muß etwa 1555 gewesen sein — wurde Lobwasser als Kanzler in den Dienst der Burggrafen von Meißen berufen. Das Burggrafentum bestand zwar nur noch als Titel und das Gebiet von Meißen gehörte schon lange zu Sachsen, aber Burggraf Heinrich V. hatte das Vogtland für sich erworben und 1554 bei seinem Tode seinen beiden Söhnen zurückgelassen, die unter dem Titel der Burggrafen von Meißen gemeinsam darüber herrschten. Sie hießen beide Heinrich, der ältere, Heinrich VI. (1533—1568), saß in Gera, der jüngere, Heinrich VII. (1536—1572), in Plauen. Das Land war verschuldet und mit Rechtsstreitigkeiten überladen, und darin lag wohl auch der Grund, daß man einen Rechtsgelehrten wie Lobwasser zum Kanzler berief. Es war eine undankbare Stellung, die er innehatte. Mit den beiden Burggrafen ging es bergab, der ältere war sinnlos verschwenderisch und verpfändete eine Herrschaft nach der anderen. An seinem Hofe herrschte jene Freude an sorglosem Genuß, jene Verschwendung des Ererbten, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sich in Deutschland in breiten Schichten

bemerkbar machte, nachdem das Land reich geworden und nach dem Augsburger Religionsfrieden ohne stärkere kriegerische Beunruhigung geblieben war, und gegen die das lehrhafte Schrifttum, die Kanzelredner, Kleiderverordnungen der Fürsten und städtische Gesetze über das Ausmaß der Festlichkeiten vergeblich ankämpften. Im Jahre 1561 gab Lobwasser seine Stellung wieder auf, und Friedrich Traubot wurde sein Nachfolger. Im Jahre darauf wurde das Vogtland unter die beiden Burggrafen aufgeteilt. Der ältere verpfändete dann rasch ein Lehen nach dem anderen, bis er kein Fleckchen Land mehr besaß. Seine Kinder starben kurz nach ihrer Geburt, seine Gattin verließ ihn infolge seiner Krankheiten, und er starb jung in der Fremde. Vier Jahre danach folgte ihm sein jüngerer Bruder im Tode nach. Lobwasser aber schrieb später das Sinngedicht:

Wenn Fürsten vnd Herrn
Zu viel verzehrn,
Nicht Rechnung machn
In jhren sachn
So wechst die Schuld,
Zins, rendt vnd güldt.
Städt, Leuth vnd Landt
Werden verpfandt.
Der arm Mann gibt dem schaden standt.

Lobwasser war nach Italien gereist. Dort hatte er, der bis dahin nur Deutschland und Frankreich kannte, Gelegenheit, die Kultur der italienischen Renaissance kennenzulernen. 1561 wurde er in die Bücher der deutschen Abteilung der Hochschule von Bologna eingetragen mit dem Vermerk, er hätte zwei Silbermünzen bezahlt. Bologna besaß seit Jahrhunderten die berühmteste aller juristischen Fakultäten. Auch dort hatte sich im 16. Jahrhundert die neuere humanistische Richtung der Rechtswissenschaft durchgesetzt, und dort promovierte Lobwasser im Jahre 1562 zum Doktor beider Rechte. Mit diesem Titel, der ihn einem Adeligen gleichsetzte, hatte er, der einfache Sohn eines Bergsteigers, nun einen hohen gesellschaftlichen Rang erreicht.

Im Herbst des Jahres 1562 kehrte Lobwasser nach Leipzig zurück und lebte dort ein halbes Jahr im Hause seines Bruders, ohne dabei eine Stellung zu haben. Da aber Doktoren der Rechte geschätzt und gesucht waren, fand sich für Lobwasser bald ein Wirkungskreis. Camerarius, der große Humanist der Leipziger Hochschule, war dabei der Vermittler. Zu den bedeutenden Männern aus ganz Europa, mit denen er in Verbindung stand, gehörte auch Herzog Albrecht von Preußen, mit dem er bereits seit Jahrzehnten Briefe wechselte. Camerarius als erfahrener Gelehrter hatte dem Herzog mehrfach Ratschläge für die Hochschule gegeben, und durch seine Vermittelung war 1558 David Voitus nach Königsberg gekommen. Im Frühjahr 1563 fragte der Herzog an, ob Camerarius jemand wüßte, mit dem er den

freigewordenen zweiten Lehrstuhl für Rechtswissenschaft besetzen könnte. Camerarius schlug Lobwasser vor. In einem im Mai 1563 geschriebenen Briefe schilderte er Lobwassers Gelehrtenlaufbahn, rühmte seine ausgezeichnete Gelehrtheit und Erfahrung und lobte auch sein Wesen, seine Bescheidenheit und Mäßigkeit, zwei Tugenden — fügte er hinzu — die besonders selten geworden wären. Lobwasser wurde darauf von Herzog Albrecht an die Hochschule berufen. Er nahm die Aufforderung an und begann bei Eintritt des Sommers die Reise nach der fernen Stadt im Osten.

3. Hochschullehrer und Dichter.

In den Siedelungsgebieten des deutschen Ostens saß in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zerstreut unter der Masse der bürgerlichen und bäuerlichen Bevölkerung eine dünne Schicht von humanistischen Gelehrten. Der Humanismus war eine übernationale Erscheinung. Die Schar seiner Vertreter, die in allen Ländern in gleicher Weise lateinisch schrieben und dichteten, war wie ein Netz über ganz Europa gelegt. In Italien, in Süddeutschland und in den Niederlanden war dieses Netz feinmaschig, dort war der Gelehrte keine vereinzelte Erscheinung. Doch in den nördlichen und östlichen Ländern, in Holstein, Pommern, Preußen und Schlesien, in Dänemark, Schweden und Polen war die Schicht der Humanisten dünn. Dort saßen sie weit voneinander getrennt als Pfarrer oder Lateinlehrer, seltener als Ärzte oder Rechtsgelehrte in den kleinen Orten des weiten Landes, und nur die Hochschulen vereinigten mehrere von ihnen an einem Platze. Als „Gelehrte“ waren sie von der breiten Masse der „Ungelehrten“ wie durch eine tiefe Kluft getrennt. Ihr Standesbewußtsein ließ sie untereinander fest zusammenhalten. Auch mit den Humanisten des Südens und Westens suchten sie in engem Zusammenhang zu bleiben.

Wie im ganzen nordöstlichen Europa war auch in Preußen, wo die Bauern- und Bürgerbevölkerung hart um ihr Dasein zu ringen hatte, für gelehrte Humanisten wenig Raum. Ungünstig war der Entfaltung geistigen Lebens auch die staatliche und kirchliche Zersplitterung des Landes: Das Weichselgebiet und das Ermland mit den deutschen Städten Thorn, Danzig und Elbing waren polnisch; das Herzogtum Preußen umfaßte nur einen Teil der deutsch besiedelten Gebiete und besaß als größere Stadt nur Königsberg. Das Ermland und der größere Teil Deutsch-Polens war römisch-katholisch. Preußen und ein Teil der Bevölkerung der deutschen Städte in Polen war lutherisch. Die katholischen Gelehrten, durchgehend Kleriker, deren gesellschaftliche Trennung von der Schicht der „Ungelehrten“ durch ihre geistliche Würde gegeben war, vereinigten den Humanismus mit ihrem kirchlichen Glauben. Sie stammten fast alle selbst aus der Ostmark wie Kopernikus, Dantiskus, Giese und Kromer und

saßen in den Hauptorten der kirchlichen Verwaltung, wie Frauenburg, Heilsberg, Marienwerder und Kulm.

Im lutherischen Herzogtum Preußen besaß nur Königsberg durch Hof und Hochschule einen größeren Kreis von Humanisten. Sie waren aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands zusammengerufen, und ihre gesellschaftliche Oberstellung beanspruchten sie nur als „Gelehrte" von internationaler Renaissancebildung. Außerhalb von Königsberg im flachen Lande, wo der Adel die führende Rolle spielte, waren Männer von wissenschaftlicher Bildung selten und fast nur durch die Geistlichen vertreten, die einzeln oder zu zweien an einer Pfarre über das Land zerstreut waren, und die wenigen Lateinlehrer. In Lyck, Saalfeld und Tilsit hatte Herzog Albrecht zwar größere Schulen mit drei Lehrern gegründet, doch die übrigen neun Lateinschulen des Landes besaßen nur einen oder zwei Lehrer. In ihrer Jugend waren sie alle zu Melanchthons Zeit an den lutherisch-humanistischen Hochschulen Norddeutschlands ausgebildet, doch hatten sie dann in den weltabgelegenen Kleinstädten Preußens die Verbindung mit jenem wissenschaftlichen Leben aufgeben müssen. Nur der Humanistenkreis in Königsberg blieb in der ersten Reihe des geistigen Fortschritts der europäischen Renaissancebewegung.

Das einfache Volk, immer noch zersplittert in seiner Zusammensetzung aus Pruzzen, Litauern und verschiedensten deutschen Stämmen, ohne Führer, dünn gesiedelt, arm und machtlos, zeigte keine stärker hervortretende geistige Kultur. Hennenbergers „Erklerung der Preußischen Landtafel" von 1595 mit ihren rohen und abergläubischen Geschichten ist ein bezeichnendes Zeugnis für den Geist der preußischen Bevölkerung der Zeit. Noch 1577 mußte die Landesordnung Georg Friedrichs Gesetze gegen die altpreußisch-heidnische Bockheiligung erlassen. Daß es diese noch gab, bezeugt auch Hennenberger. Im allgemeinen war aber für das niedere Volk die Kirche sowohl im lutherischen Herzogtum als im katholischen Ermlande der Hort alles geistigen Gutes. Es gab ein paar Volkslieder, aber nirgends eine Meistersingerschule. Ein paar dürftige Ansätze von Feierabend und Moller sind nichts gegenüber dem dichtenden Bürgertum des Westens. Nur im dramatischen Spiel hat sich die Bürgerschaft mitunter versucht. So führten in Königsberg die Bürger 1578 drei biblische Stücke auf. Im allgemeinen aber trat die Volksschicht mit geistigen Leistungen nirgends hervor. Alles blieb der Gelehrtenschicht überlassen.

Zur Zeit des Ritterordens wurden die leitenden Stellen in Preußen durch zugewanderte reichsdeutsche Adelige besetzt, die in den Orden eintraten. Doch als aus dem Ordensgebiet ein weltliches Herzogtum wurde, hörte dieser Zuzug aus dem Reiche auf und Albrecht I. suchte einen Ersatz zu schaffen, indem er Gelehrte und Künstler ins Land rief. Schon während der ersten Jahre seiner Herrschaft gelang es ihm, einen Kreis bedeutender Männer in Königsberg zu versammeln. Doch nicht ein einziger von ihnen stammte aus Preußen,

und auch Albrecht selbst, in Ansbach geboren, war ein Landfremder. Aber der Humanismus gedieh in dem neuen Siedelungslande. Zu dem Königsberger Kreise gehörten der Domprediger Brießmann, der in der Stadt Luthers Bekenntnis einführte, der Kirchenlieddichter Speratus, der die preußische Landeskirche schuf, und Poliander, der redegewandte Prediger der altstädtischen Kirche, ferner der Rechtsgelehrte Spielberger, Albrechts erster Kanzler, der Humanist Friedrich Fischer, der Huttens bester Freund gewesen, Crotus Rubianus, der an den Dunkelmännerbriefen gearbeitet hatte und Albrechts erster Büchereibeamter wurde, der Rechtsgelehrte Apel, der preußischer Kanzler wurde, und der Philologe Sabinus, bedeutend als neulateinischer Dichter und erster Rektor der Königsberger Hochschule. Der Herzog hatte an seinem Hofe eine vorzügliche Musikkapelle, tüchtige Maler und eine ganze Schar von Kunsthandwerkern, Goldschmieden und Druckern. Seine Bücherei, das Pädagogium und die drei Königsberger Lateinschulen waren vorzüglich geleitet. Mit der Hochschule, die er 1544 gründete, wollte er seine Bemühungen um Preußens geistiges Leben zum Gipfel führen. Zwar mußte er sich mit wenigen Lehrstühlen begnügen, aber er war bestrebt, diese mit auserwählten Gelehrten zu besetzen. Und so kam es, daß er 1563 auf den zweiten Lehrstuhl für Rechtswissenschaft Ambrosius Lobwasser berief.

Königsberg war, als Lobwasser dorthin kam, eine feste, mit Mauern und Gräben umgebene Stadt. Der Steindamm, die Münzgasse, der Roßgarten und das Speicherviertel Lastadie waren die Grenzen nach Norden zu, im Süden war es der Pregel, doch begann jenseit desselben die unbefestigte Vorstadt sich immer mehr mit Gebäuden zu füllen. Das Schloß in der Mitte der Stadt hatte Herzog Albrecht erheblich ausbauen lassen. Dort spielte sich seine prächtige Hofhaltung ab. Auf dem Kneiphof stand neben dem Dom das Universitätsgebäude, das durch einen Erweiterungsbau, der 1569 zur Vollendung kam, vergrößert wurde. Die Zahl der Studierenden war wegen der vorangegangenen kirchlichen Unruhen und wiederholten Pestseuchen gering. Im Winterhalbjahr 1561 wurden 29 Studenten neu eingeschrieben, im Sommer darauf 32, dann fiel die Zahl im Winterhalbjahr auf 18 und stieg im Sommer 1563 wieder auf 37. Die meisten von den Studierenden wohnten in den oberen Geschossen des Universitätsgebäudes. Im Erdgeschoß rechts der Eingangstür war der juristische Hörsaal, in dem Lobwasser fortan lehrte; ihm gegenüber lag der theologische Hörsaal, im Mittelgeschoß der philosophische und der Speisesaal. In dem neuen Flügel befand sich der medizinische Hörsaal, die Wohnungen der Hochschuldiener und zahlreiche Wohnräume für Studenten. So spielte sich das ganze Hochschulleben innerhalb eines Gebäudes ab, wo jeder den anderen kannte und man tagsüber zusammen war. Auf einen Professor kamen damals etwa zehn Studenten, und das ganze Hochschulleben trug dadurch einen persönlichen Charakter.

Am 5. Juni machte Lobwasser dem Rektor Petrus Sickius seinen Antrittsbesuch. Am 24. Juli wurde er in die Matrikel eingetragen und bezahlte dabei einen Taler. Es folgten dann die Disputation und der Professoreneid und am 11. September die feste Anstellung. Im Wintersemester begann Lobwasser seine Vorlesungen über die Institutionen des römischen Rechts, während der erste Professor der Rechtswissenschaft, Johann Hofmann, über die Pandekten las. Lobwassers Besoldung war bescheiden, als zweiter Professor erhielt er nur 150 Gulden im Jahre. Im Gegensatze zu den großen reichsdeutschen Hochschulen war mit Privatvorlesungen wegen der geringen Hörerzahl wenig zu verdienen, und Doktorpromotionen fehlten an der juristischen Fakultät noch gänzlich. Die zeitgenössischen Chronisten berichten, seit dem Jahre 1560 wären die Preise der Lebensmittel immer höher gestiegen, und es wäre den von außerhalb kommenden Professoren schwergefallen, ihren Haushalt einzurichten. Um dem empfindlichsten Mangel abzuhelfen, ordnete der Herzog an, daß aus dem Amte Fischhausen den Hochschullehrern Lebensmittel zu ermäßigten Preisen geliefert würden, und von dort konnten sie Roggen und Gerste den Scheffel für 4 Groschen beziehen und Butter die Tonne für 15 Mark.

Die Lehrerschaft der Hochschule bestand zu Lobwassers Zeit aus 14 Professoren, zwei Theologen, zwei Juristen, zwei Medizinern und acht Angehörigen der philosophischen Fakultät. Die Zeit, in der Speratus, Rubianus und Sabinus in Königsberg gewirkt hatten, war vorüber, jener Humanistenkreis hatte sich schon längst aufgelöst, einige waren gestorben, andere wieder in das Reich zurückgekehrt. Doch dank Herzog Albrechts Rührigkeit hatte sich ein neuer späthumanistischer Gelehrtenkreis in der Stadt zusammengefunden. Und dieses Mal befanden sich auch einige Söhne des Landes darunter. Erster Professor der Philosophie und gleichzeitig Leiter des Pädagogiums war Nicolaus Jagenteuffel, Professor der Poesie bis 1567 Caspar Schütz, den hernach seine preußische Chronik berühmt machte; ihm folgte im Amte Valentin Schrectius, der sich als lateinischer Dichter hervortat; Professor der Mathematik und Kalendermacher für Preußen war 1560 bis 1578 Nicodemus Neodomus. An der theologischen Fakultät wirkte als erster Professor bis 1573 David Voitus. Dann folgte ihm der durch ganz Deutschland bekannte Johann Wigand im Amte, der für ein reines Luthertum eintretend, in alle theologischen Kämpfe der Zeit eingegriffen hatte, und der in Königsberg als Hochschullehrer und seit 1575 als Bischof von Pomesanien eine rührige Tätigkeit entfaltete. Zweiter Professor der Theologie war von 1557 bis 1566 Matthias Vogel, Luthers persönlicher Schüler, der sich als Erbauungsschriftsteller einen Namen machte, und ihm folgte Petrus Sickius, Melanchthons Schützling, der vorher einen Lehrstuhl an der Artistenfakultät gehabt hatte, schon Rektor gewesen war, und dem auch der Herzog die Aufsicht über die im Universitätsgebäude wohnenden Studenten übertragen hatte. Als Mediziner

wirkte an der Hochschule Matthias Stoius, ein geborener Königsberger und Freund des Petrus Lotichius Secundus; er war Herzog Albrechts Leibarzt und hat über dessen Krankheit und Tod und über seine ärztliche Behandlung ein ausführliches lateinisches Werk geschrieben. Aber auch außerhalb der Hochschule gab es in Königsberg Gelehrte. Domprediger war bis 1568 der redegewandte Johann Aurifaber, der philippistisch-calvinistische Neigungen hatte und zu Crato in Beziehung stand, und dann Sebastian Artomedes, den Melissus zum Dichter gekrönt hatte, an der Domschule wirkte seit 1578 Joachim Cimdarsus, der später Professor der Poesie wurde. Die Stadt besaß einen tüchtigen Rechtsgelehrten in dem Notar Albrecht Polman, der in den Jahren 1558 bis 1577 eine Anzahl von Werken über rechtswissenschaftliche Gegenstände mit besonderer Berücksichtigung des preußischen Rechtes herausgab. Hofprediger war Johann Funck, der sich als deutscher und lateinischer Schriftsteller hervortat und in Königsberg seine „Chronologia" vollendete, einen groß angelegten und neuartig gesehenen Überblick über die Weltgeschichte. Als Hofgeschichtsschreiber verfaßte Lucas David aus Allenstein seine preußische Chronik, zu der er schon seit Jahrzehnten Stoff sammelte, und in naher Beziehung zum Hofe stand auch Caspar Hennenberger, Pfarrer in dem drei Meilen von Königsberg entfernten natangischen Städtchen Mühlhausen, der als Preußens erster Geograph sich große Verdienste erwarb. Herzoglicher Leibarzt war Alexander von Süchten. Er war in Danzig geboren und in Elbing unter Gnaphäus ausgebildet. Vier Jahre hatte er dann im Heidelberger Humanistenkreise gelebt. Als Arzt und humanistischer Dichter war er in gleicher Weise berühmt. — Wenn diesem Kreise auch ein Name von überragender Bedeutung fehlte, so gab es dort doch ein rühriges geistiges Leben, das um so mehr bewunderungswert war, als es in einer Stadt sich abspielte, die fernab von den großen europäischen Kulturmittelpunkten lag. Noch viele Namen von Königsberger Gelehrten dieser Zeit sind überliefert, mit Lebensgeschichte und Werken. Alle haben sie dem Hof und der Hochschule nahegestanden, lateinisch geschrieben und gedichtet und diesem Späthumanistenkreise angehört. Am besten hat sie später Pisanski alle aufgezählt, diese Männer, zu denen Paul von Stein, Martin Lauben, Michael Scrinius, Zacharias Orthus, Johann Camping, Paul Weiß, Andreas Iris, Martin Winter, Valerius Fidler, David Milesius und noch manche anderen gehörten, die als Lehrer, Geistliche, Rechtsgelehrte oder Ärzte für längere oder kürzere Zeit in Königsberg lebten.

Lobwasser stand aus diesem Kreise besonders der Holsteiner Petrus Sickius nahe, der ihm später zu seinem Werke „Hymni Patrum" eine lange Vorrede schrieb. Sickius erzählt dort, er wäre jahrelang Lobwassers Hausgenosse gewesen, fast täglich hätten sie sich gesehen, und nachdem Lobwasser seine Psalmenübersetzung so trefflich gelungen, hätte er ihn dazu aufgemuntert, auch lateinische Hymnen zu übertragen. Zu Hennenberger scheint Lobwasser gleichfalls in

äheren Beziehungen gestanden zu haben, denn er versah 1576 dessen „Preußische Landtafel“ mit Versen, und 1595, nach Lobwassers Tode, sammelte Hennenberger seine Sinngedichte und nahm sie in seine „Erklerung der Preußischen Landtafel“ auf. Im Alter stand ihm dann der junge Cimdarsus nahe. Dieser scheint ein eigenwilliger und neuartig denkender Kopf gewesen zu sein: Es wird von ihm berichtet, er hätte behauptet, die neue lateinische, vor allem aber die neue griechische Dichtung wäre ganz unnütz, und er hätte sich durch diese Behauptung viel Feinde gemacht. Cimdarsus hat nach Lobwassers Tode ein längeres biographisches Gedicht über ihn in lateinischer Sprache herausgegeben. Er sagt darin, es wäre ihm möglich, die Wahrheit über Lobwassers Leben zu berichten, denn er hätte noch zu dessen Lebzeiten auf Grund seiner eigenen Erzählungen das Gedicht begonnen, und Lobwasser hätte es selbst durchgelesen und sich gefreut, daß auf diese Weise seine Lebensgeschichte erhalten bliebe. Es liegt kein Grund vor, an der Wahrheit von Cimdarsus Angaben zu zweifeln, zumal seine Lebensbeschreibung nirgends anderen überlieferten Urkunden widerspricht. Sein Gedicht ist die wesentlichste Quelle für die Kenntnis von Lobwassers Leben geblieben.

Der Hof und die Hochschule verkörperten die Glanzseiten Preußens. Daneben gab es aber nicht geringe Schattenseiten: Das Land war politisch schwach, dazu schwer verschuldet, der Handel lag danieder, die Bauern waren völlig verarmt, das ganze Land durch Kriege und Seuchen mitgenommen. Am verhängnisvollsten wurden für die Fortentwickelung des Herzogtums die erbitterten *kirchlichen Zwistigkeiten*, die in Königsberg ausbrachen. Sie standen im Rahmen der kirchlichen Kämpfe, die es in ganz Deutschland um die gleiche Zeit gab. Damals erst spaltete sich die deutsche evangelische Kirche in allmählichem Verlaufe in die lutherische und die calvinistische auf. Um 1560 gab es in Deutschland gemischt noch alle Stufen vom orthodoxen Luthertum bis zum orthodoxen Calvinismus. Die sehr mannigfachen Parteikämpfe, die sich an die Person von Flacius, Heßhusius, Wigand, Osiander, Melanchthon, Crato, Rhedinger, Ursinus, und anderen knüpften, brachten dann in Deutschland gegen den Willen der besten und einsichtigsten Köpfe den großen Gegensatz lutherisch-reformiert hervor. Ähnlich wie im ganzen Reiche waren auch in Königsberg unter den Geistlichen Lehrstreitigkeiten entstanden. Doch sehr bald hatte die ganze Bürgerschaft Partei ergriffen, und als die kirchlichen Gegensätze sich mit politischen vermischten, hatte der Streit zu sinnlosem Haß sich gesteigert. Seit 1549 hatte Osiander in der Altstadt die Gemüter mit seinen von Luther abweichenden Lehren verwirrt. Mörlin im Kneiphof hatte ihn bekämpft und schließlich weichen müssen, obgleich im Schloßhofe vierhundert Frauen, vor dem Herzog knieend, für ihn baten. Im Jahre 1552 war dann Osiander gestorben, doch der Hofprediger Funck, dem der Herzog völlig vertraute, führte seine Lehre fort. Melanchthons Warnungen blieben unbeachtet. Der Abenteurer Skalich mischte sich hinein, wurde herzoglicher Rat und

verstand es, die Gruppe der Anhänger Osianders politisch auszunutzen. Er betrog den alten und kranken Herzog, wo er nur konnte, wußte ihn zu vielen unvorsichtigen Schritten in seiner Regierung zu verleiten und entfloh schließlich, als man ihn zu durchschauen begann. Auf diese Ereignisse spielte wohl Lobwassers Sinngedicht an:

Geheimer Räth,
Der der viel hatt,
Thut nicht wol dran,
Nicht jedermann
Ist zuvertrawn,
Denn thu nur schawn,
Daß Jesus Christ
Ihm zwölff erkist,
Darunter ein Verräther ist.

Die Königsberger Bürgerschaft blieb in die Parteien Mörlins und Osianders zersplittert und einig war sie nur, wenn es galt, gegen die wenigen in der Stadt befindlichen Calvinisten zu Felde zu ziehen.

In dieser an kirchlichen Streitigkeiten überreichen Stadt, in der eine verhängnisvolle Wendung dieser Dinge nicht mehr ausbleiben konnte, befand sich nun seit dem Sommer 1563 Lobwasser, der eine für seine Zeit fast einzigartige Duldsamkeit besaß. Aus allen seinen Werken spricht ein starkes religiöses Empfinden, aber nirgends hat er sich einseitig für eine kirchliche Lehrmeinung eingesetzt. Obgleich er Lutheraner war, ließ er sich zu seinen dichterischen Werken durch fremde Bekenntnisse anregen. Im Jahre 1565, als in Königsberg um die lutherische Rechtgläubigkeit die heftigsten Kämpfe sich abspielten, schrieb er seine Übersetzung calvinistischer Psalmen. Und zehn Jahre darauf, als im lutherischen Preußen die Ketzerprozesse eine erschreckende Höhe erreichten, veröffentlichte er Übertragungen von katholischen Hymnen. Er bewies damit einen nicht geringen Mut, und man hat ihn auch später — es war zu seinem Glück erst nach seinem Tode — der Ketzerei verdächtigt. Nur wenige Humanisten — und diese saßen in westlicheren Gegenden — haben zu seiner Zeit seine Sehnsucht nach Duldsamkeit und kirchlicher Eintracht geteilt. Unter den führenden Männern in Königsberg hat sich außer Lobwasser fast nur sein Freund Sickius den Streitigkeiten ferngehalten, derselbe, der ihn auch zu seiner Übersetzung katholischer Hymnen anregte, obgleich er lutherischer Theologe war. Lobwasser hat sich in einem seiner Sinngedichte einmal scharf gegen die „Streid-Bücher-Schreiber" ausgesprochen, die „mit Disputirn das Volk verwirrn", und in einem anderen Gedichte traf er die Königsberger Zeitverhältnisse:

Geistliche Leut
Man viel find heut,
Die sich einmengen,
Ja mehr eindrengn
In Weltlich sachn

Vnd offt jrr machn
Städt, Leut vnd Landt.
Es sol niemandt
Schreiten auß seim beruff vnd Standt.

Nur einmal wurde Lobwasser in die kirchlichen und politischen Kämpfe der Stadt hineingezogen. Als infolge von Skalichs Betrügereien die Partei der Osiandristen zu Fall kam, wählte man im August 1566 Lobwasser in den herzoglichen Gerichtshof, der über den Hofprediger Funck und die Räte Horst, Schnell und Steinbach das Urteil sprechen sollte. Aber er ist in dieser Stellung nicht weiter hervorgetreten, und die Aburteilung der Angeklagten erfolgte später vor dem städtischen Gericht des Kneiphofs. Funck, Horst und Schnell wurden des Hochverrats für schuldig erklärt und hingerichtet, und nur der beängstigende Druck Polens und die Verarmtheit des Landes verhüteten es, daß der Streit größere blutige Opfer kostete. Rücksichtslos und roh durchgreifend, entschieden schließlich die Polen und die preußischen Landstände die Verhältnisse: Das Hinterland siegte über die Hauptstadt. Dieses Hinterland aber war einerseits Preußen mit einer durch Kriege und Aussaugung durch den Adel völlig verarmten, verwilderten und verrohten Bevölkerung, deren geistiges Leben sich in Zauberglauben und Hexenangst erschöpfte — Hennenbergers Werk ist ein unschätzbares Zeugnis dafür —, und anderseits Polen, wo die Lage auch nicht besser war mit Ausnahme der Gegenden, die von deutschen und zugleich katholischen freien Bauern bewohnt wurden. Gegen dieses Hinterland hob sich Königsberg ab, eine Stadt mit einem fränkischen Fürsten, einem prächtigen Hofe und einer Hochschule von Humanisten, die in Paris und Bologna ihre Bildung empfangen hatten. Die Gegensätze lagen so hart nebeneinander, wie es nur in einer Übergangszeit möglich war und dazu an dieser Stelle, wo westliches Geistesleben mit einem letzten Ausläufer in den unendlich weiten Ostraum hineinragte.

In dieser Zeit, in der in Königsberg jeder, der etwas bedeutete, mit Streit- und Schimpfschriften überhäuft wurde, ist Lobwasser nie von irgendeiner Seite angegriffen worden, obgleich er an hochangesehener Stelle stand. Die Ruhe und Geradheit seines Wesens, die seine Lebensbeschreiber bezeugen, die aus allen seinen Werken und auch aus seinem Bildnis sprechen, mögen die Ursache dafür gewesen sein. Freilich war er auch anders als die anderen, alle für diese Zeit so typischen Menschen dieses Kreises, anders als der aus gutem Willen, Begabung, Begierde und Schwachheit gemischte Herzog, der zwar ernste, doch stets schwankende und unaufrichtige Funck, der weltferne, gelehrte Lucas David, der gewissenlos-bösartige, phantastische und weltmännische Skalich, der das Beste wollende und gewissenhafte, aber undiplomatisch-starre Mörlin, der spießbürgerliche, aber an Wissensstoff reiche Hennenberger, der wild verrannte, selbstherrliche und gefährliche Heßhusen. Während Männer wie David und Hennenberger seßhafte, sich gleichbleibende Kleinbürger waren, soviel Wissen

sie auch besaßen, und während die streitbaren Gelehrten wie Heßhusen und Mörlin ein unaufhörliches Wanderleben führten, ihre Hände überall im Spiel hatten, bald hoch aufstiegen und bald wieder gestürzt wurden, war Lobwassers Lebenslauf ein allmählicher, gerader Aufstieg. Gerade unter den Menschen dieses Kreises hebt sich sein sicheres, friedliebendes, humanistisch-verbindliches und ernstes Wesen ab, das ihn im Amte ruhig seine Pflicht erfüllen ließ und ihn daneben noch in schlichter Art für das Herz des Volkes Erbauungswerke schaffen hieß, ohne viel Aufhebens davon zu machen.

Herzog Albrecht hatte sich die geistige Hebung der Bürger- und Bauernbevölkerung des preußischen Hinterlandes zum Ziel gesetzt und auch seine Hochschule in den Dienst dieser Aufgabe gestellt. Die Artistenfakultät sollte die Lehrer für die Stadtschulen ausbilden, die theologische Fakultät die Geistlichen für die zahlreichen Pfarrstellen des Landes, unter denen viele — besonders in Litauen und Masuren — unbesetzt waren. Der Rechtsfakultät fiel die Aufgabe zu, geeignete Kräfte für den Dienst des Herzogs, für die Stadtverwaltungen und Gerichte heranzubilden.

L o b w a s s e r s T ä t i g k e i t a n d e r H o c h s c h u l e war während der ersten Jahre seines Königsberger Aufenthalts, solange er zweiter Professor war, nicht umfangreich. Es gab nur wenige Studierende, die Rechtswissenschaft trieben, und Lobwasser las nicht selten vor nur vier oder fünf Hörern. Dabei rühmte man von ihm, wie Hartknoch zu berichten weiß, daß er das römische Recht „mit sonderbarer Dexterität" lehrte und auch mehrere Sprachen beherrschte. Die wissenschaftliche Richtung, die er vertrat, war wohl die der neueren humanistischen Schule, die er in Frankreich kennengelernt hatte. Noch im Alter erinnerte er sich, wie das Gedicht des Cimdarsus beweist, gern jener seiner Lehrer. Fachwissenschaftliche Werke hat er nicht herausgegeben. Doch diese Eigenheit teilte er mit vielen Berufsgenossen, selbst hochberühmte Rechtsgelehrte wie Mudäus haben kein juristisches Werk im Druck veröffentlicht.

In den Jahren 1564 und 1565 wurde Königsberg von der Pest heimgesucht. Die Zeiten der Hoffeiern und Bürgerfeste wichen einer Zeit stillen und eingezogenen Lebens. Viele Lehrer und Schüler der Hochschule verließen die Stadt, darunter auch Johann Hofmann, der erste Professor der Rechte. Der Lehrbetrieb unterblieb eine Zeitlang vollkommen, und die Zahl der neu Eingeschriebenen fiel im Winterhalbjahr 1564 auf acht. Als nach der Pest Hofmann nicht mehr zurückkehrte, wurde Lobwasser erster Professor der Rechtswissenschaft. Er hatte fortan die Pandekten zu erklären, und sein Gehalt stieg auf 300 Gulden.

Im Sommer 1566 wählte man Lobwasser zum Rektor. Später hat er noch mehrmals diese Stellung bekleidet, es war in den Sommerhalbjahren 1568, 1570, 1574 und 1576. Die Amtspflichten des Rektors waren an der Königsberger Hochschule, wo es Dekane damals noch nicht gab, sehr mannigfaltig. Er mußte die Studenten ein-

schreiben und vereidigen, mußte sorgen, daß Vorlesungen und Übungen ordnungsgemäß abgehalten wurden, den Senat zusammenrufen und die dort verhandelten Gegenstände vorbereiten, er hatte ferner die Bücher zu zensieren, die in der Stadt gedruckt werden sollten, die Rechnungen und Bücher der Hochschule zu führen und bei den Prüfungen zugegen zu sein. Nur der Umstand, daß die Hochschule sehr klein war, machte es möglich, allen diesen Pflichten gerecht zu werden.

Eine besondere Aufgabe hatte Lobwasser während seines Rektorates im Sommer 1568 zu erfüllen. In diese Zeit fiel der Tod des Herzogs Albrecht und seiner Gattin. Lobwasser gab am 4. Mai „publico nomine" ein akademisches Programm heraus, in welchem er beiden einen schönen Nachruf widmete und von Amtes wegen als Rektor die gesamte Hochschule aufforderte, an der am 5. Mai stattfindenden Beisetzungsfeier teilzunehmen. Am Tage darauf wurden die Särge des Herzogs und der Herzogin unter großen Feierlichkeiten aus der Schloßkirche nach dem Dome gebracht, und vor der Überführung hielt Lobwasser in der Schloßkirche eine lateinische Rede.

Lobwasser hat, während er in Königsberg lebte, auch eine lebhafte dichterische Tätigkeit entfaltet. Fast alle seine Dichtungen fallen in seine Königsberger Jahre. Während der Zeit der Pest, die ihn von seinen Pflichten an der Hochschule und bei Hofe befreite, vollendete er sein bedeutendstes dichterisches Werk, die Übersetzung des Hugenottenpsalters. Der tiefe Eindruck, den die Psalmengesänge der Calvinisten in Berry auf ihn gemacht hatten, war in ihm lebendig geblieben. Und damit man die Psalmenweisen fortan auch in Deutschland singen könnte, wollte er deutsche Wortlaute dazu schaffen „in der art jhrer reim vnd Melodeyen, die ich dann zu allen Psalmen setzen wollen, dann ohne das weren es gleich als tode reym, die die hertzen wenig bewegten". Er sagt über die Entstehung des Werkes in der Einleitung:

So hat sich dieses zugetragen eben,
Das ich zu der betrübten sterbens zeit
Bekommen hab ein wenig müssigkeit.
Das ich nu solche zeit in fauler rhu
Nicht brecht vnnützlich vnd vergeblich zu,
So viel mir weil gelassen von hoffachen,
Hab ich mir fürgenommen, was zu machen ...

Lobwasser berichtet dann, daß er bereits in früheren Jahren — wohl 1562/63 in Leipzig — einen Teil des Psalters übertragen hätte. Nun war aber erst im Jahre 1562 eine Ausgabe des gesamten Psalters im Druck erschienen, in den Jahren vorher gab es nur einige Drucke des kleineren, von Marot geschriebenen Teils der Psalmenlieder, und Lobwasser hatte damals nur diese übersetzen können:

Darumb, weil ich etwan verrückter Jar
Da ich auch müssig vnd mein eigen war
Vnd hett bekommen gute zeit vnd weil,
Die Psalmen Dauids zu dem meisten theil

Einfeltig hett aus Frantzösischer zungen
Mit gleichen versen in das deutsch gezwungen,
So hab ich nu den rest für mich genommen,
Nach dem der newlich in den druck ist kommen.

Er fügt dann noch hinzu, daß er einen Helfer bei seiner Arbeit hatte:

Dazu hat mir gegeben reitzung groß
Jacob Gaurier, ein edeler Frantzoß,
Der mir auch mitgetheilt hat hülff vnd rhat...
Fürnemlich aber mich geursacht hat,
Da wir in Pestilentz gefehrligkeit,
Damit ich mich in den sorglichen zeiten
Wider den todt gerüstet macht zu streiten.

Lobwasser widmete das Werk dem Herzog Albrecht, „das ich S. F. G. gnedigste hülff vnd förderung, da es in druck außgehen solt, dadurch zubekommen verhofft", denn Albrecht hatte auch den Druck anderer Werke, wie Funcks „Chronologia", ermöglicht. Das Widmungsgedicht wurde im Februar 1565 geschrieben. Aber es dauerte noch mehrere Jahre, bis der Psalter zum Druck gelangte, der Herzog starb inzwischen, und erst 1573 erschien das Werk in Leipzig in Steinmanns Druckeri. Der Dichter widmete es nun Albrechts Sohn Albrecht Friedrich und sagt, daß er sich bemüht hätte, das Werk inzwischen „wider zuübersehen vnd fleißiger zu emendirn".

Seit dem Erscheinen des Psalters scheint Lobwasser in Königsberg nicht nur als Gelehrter und Hofrat, sondern auch als Dichter geschätzt gewesen zu sein. Nicht nur zog Hennenberger ihn heran, indem er sich von ihm 1576 ein paar Verse für seine Landtafel machen ließ, sondern es wurde auch ein dramatisches Stück von ihm aufgeführt. Die fürstlichen Ausgabebücher von 1576 verzeichnen eine Summe „dem Magister Valentino im Kneiphof von des Doctor Lobwasser Tragödie zu agirn". Höchstwahrscheinlich ist das gemeinte Stück Lobwassers Bearbeitung von Buchanans „Calumnia", die auch im Druck erschien, und der „Magister Valentinus" Valentin Schreckius. So dürftig in Königsberg das Volksschauspiel stets gewesen war, so sehr blühte eine Zeitlang die Schulkomödie. Nicht nur die drei großen Lateinschulen brachten jede jährlich ein Stück zur Aufführung, sondern auch die kleineren Schulen gaben mitunter ein Schauspiel. Herzog Albrecht hatte seit jeher diese Aufführungen gern angeschaut und auch mit Geld unterstützt. In Elbing hatte kein geringerer als Gnaphäus mit viel Erfolg die Schulkomödie in Aufnahme gebracht, und auch an den Danziger Schulen waren Aufführungen beliebt.

Der erste Lehrstuhl für Rechtswissenschaft, den Lobwasser im Sommer 1566 erhielt, war in Königsberg gleichwie an vielen anderen deutschen Hochschulen mit einer Beisitzerstelle am Hofgericht verknüpft. Zu der Zeit, als Lobwasser diese Stelle erhielt, spielte sich der Sturz der osiandrischen Partei ab, und der Herzog wurde gezwungen, sich neue Räte zu wählen. Dabei fiel seine Wahl auch auf

Lobwasser, und dieser erhielt auf diese Weise zwei hohe Ämter zu gleicher Zeit und war fortan außer an der Hochschule als herzoglicher Rat und Beisitzer am Hofgericht tätig. In den Herbstmonaten des Jahres 1566, als der alte Herzog, von seinen Landständen und den Polen zugleich angegriffen, in schwerster Bedrängnis war, begann auch Elias von Kanitz, den der Herzog aus Preußen ausgewiesen hatte und der mit der polnischen Gesandtschaft wieder in das Land zurückgekommen war, unter dem Schutze der Polen einen Prozeß gegen ihn. Der Herzog hatte Kirstendorff, Rohde und seinen neuen Rat Lobwasser als Rechtsbeistände bei sich, und mit ihrer Hilfe gelang es, den Streit friedlich beizulegen.

Das Hofgericht bestand aus dem Hofmeister, Burggrafen, Kanzler und Marschall des Herzogs, fünf Adeligen und drei Doktoren der Rechte. Am Montag und Donnerstag wurde vormittags drei Stunden lang Gericht gehalten, am Dienstag und Freitag traten die Beisitzer untereinander zur Besprechung zusammen. Ihre Tätigkeit hatte besondere Schwierigkeiten dadurch, daß die Rechtszustände in Preußen außerordentlich verworren waren. Für das Grundeigentum bestand das alte kulmische Recht und daneben das magdeburgische und preußische Lehnrecht. über die Zustände auf dem Lande berichtet Hennenberger, die Adeligen hätten das kulmische Recht ausgelegt, wie sie es wollten, und es wäre Gewalt vor Recht gegangen. Unklarheiten herrschten auch vielfach im Strafrecht, das mit dem Aberglauben der Zeit und den Besonderheiten der Zeit in engem Zusammenhange stand. Die Rechtsgelehrten in Königsberg waren Anhänger des römischen Rechts, und auch an den Stadtgerichten der kleineren Orte war dieses nicht mehr unbekannt. Bei den Bestrebungen, die Zustände im Lande zu ordnen, erwies es sich als unumgänglich, die rechtlichen Verhältnisse festzulegen. Darum ließ Markgraf Georg Friedrich im Jahre 1577 seine „Landes Ordnung" und 1578 seine „Hoffgerichts Ordnung" im Druck erscheinen, beide von seinen Räten, den Beisitzern des Hofgerichts und den Professoren der Rechtswissenschaft ausgearbeitet. Da Lobwasser nicht nur der erste Rechtsgelehrte der Hochschule war, sondern auch herzoglicher Rat und Hofgerichtsassessor, hat er wohl einen hervorragenden Anteil an diesen Arbeiten gehabt. In der Landesordnung handeln die ersten Abschnitte von „Gottslesterung", „sündlichem Schweren", „Zauberey vnd Bockheyligung" und „vnmessiger Saufferey". Dann folgten vielfach sehr strenge Strafgesetze gegen Sittlichkeitsvergehen, darauf Verordnungen über Erb-, Handels- und Gewerberecht und schließlich Kleiderverordnungen, die genau vorschreiben, was Adelige, Freie, Bauern und Knechte und deren Frauen und Töchter tragen dürfen. Vom römischen Rechte ist in diesem Werke fast nichts zu spüren, die Gelehrten, die es abfaßten, mußten sich den Sitten des Landes anpassen. Anders war es in der Hofgerichtsordnung. Sie verkörperte die nach westlichem Vorbilde durchgebildeten Rechtsverhältnisse am Hofe und stellte das Rechtsverfahren des Hofgerichts eingehend dar.

Lobwasser besaß als erster Professor an der am höchsten geachteten Fakultät, dazu als Rektor der Hochschule und fürstlicher Rat in Königsberg einen hohen gesellschaftlichen Rang, was in diesem Jahrhundert, das in erster Linie die Gesellschaftsklasse und dann erst den Menschen sah, viel zu bedeuten hatte, zumal im Osten, wo diese Betrachtungsweise noch jahrhundertelang weiterlebte. Der Herzog begegnete den Gelehrten, die er nach Preußen berufen hatte, mit hoher Achtung. Dem Rektor der Hochschule wies er bei öffentlichen Veranstaltungen den nächsten Platz neben sich zu. Das war eine Sitte, die in ganz Deutschland üblich war. Die Stellung der Rektoren war außerordentlich hoch, nur Kanzler und hohe Adelige standen ihnen gleich; sie waren eben das sichtbare Haupt einer großen geistigen Macht, der Wissenschaft. Nur die Adeligen in Preußen wollten nichts davon wissen, daß ein Doktor der Rechte ihnen gleichberechtigt wäre, wie es in Italien schon lange der Fall war und auch in Süddeutschland und Sachsen sich einbürgerte. Als 1566 im Rechtsstreit mit Elias von Kanitz der Herzog auf der Ritterbank sich zu verteidigen hatte und dabei die Doktoren Lobwasser und Rohde neben sich berief, erhob Kanitz Einspruch mit der Begründung, beide wären nicht rittermäßig, und zwang sie, die Ritterbank zu verlassen. Da stellten sie sich beide neben die Schranke, hinter welcher der Herzog stand, und halfen ihm von dort aus mit ihrem Beistande bis zu dem Ende des Rechtsstreites.

Nach Herzog Albrechts Tode im Jahre 1568, unter der Herrschaft seines Sohnes Albrecht Friedrich, wurde das geistige Leben in Königsberg stiller. Lobwasser widmete dem jungen Herzog den Psalter und den ersten Teil der „Bibelsummarien" und schrieb für ihn ein schönes akrostichisches Gedicht, das in dem Hymnenwerk abgedruckt wurde. In Mörlin, der 1566 zurückgekehrt war, und Heßhusius, der ihm 1572 folgte, besaß Königsberg zwar tüchtige, aber auch streitbare Geistliche. Die Ketzerverurteilungen nahmen zu, die Geistlichen der einzelnen Kirchen befehdeten einander wieder von den Kanzeln, und die Streitigkeiten zwischen den Ständen, der Geistlichkeit und der herzoglichen Regierung hörten nicht auf. 1567 ging Jagenteuffel, 1571 Voitus, 1575 Sickius. Hennenberger war sieben Jahre hindurch der Stadt fern und bereiste das Land, um seine Karten zu entwerfen. Kein Gelehrter, der in der europäischen Humanistenschicht bedeutendes Ansehen genoß, wurde mehr an die Hochschule berufen. Herzog Albrecht Friedrich verfiel im Jahre 1573 in Geisteskrankheit, und 1578 trat Georg Friedrich die Regierung an. 1580 berief er Johann Eccard als zweiten Kapellmeister an seinen Hof, und durch diesen wurde Königsberg für die nächsten Jahrzehnte zum führenden Orte in der deutschen Kirchenmusik, während die weltliche Musik durch den italienischen Kapellmeister Theodor Riccio am Hofe gepflegt wurde.

Lobwasser, dessen Altersjahre allmählich herannahten, begann wiederholt von Krankheiten gequält zu werden, und konnte darum nur mit Mühe seinen zahlreichen amtlichen Verpflichtungen

nachkommen. Aus diesem Grunde wurde ihm im Februar 1579 von der Hochschule ein junger Rechtsgelehrter, Paul Krüger, beigegeben, der einen Teil seiner Arbeit ihm abnahm. Im März 1580 gab Lobwasser seine Stellung an der Hochschule dann völlig auf. Von seinem Gehalt wurde ihm die Hälfte im Betrage von 150 Gulden als jährliche Unterstützung weiter ausgezahlt. Cimdarsus berichtet, die Gelenke und Beine wären ihm erkrankt, und geduldig seine Leiden tragend, hätte er die letzten sechs Jahre seines Lebens im Bett und Lehnstuhl verbracht. Gemäß seinem Grundsatze, alle von Amtsgeschäften freie Zeit mit wissenschaftlicher und schriftstellerischer Arbeit auszufüllen, begann er trotz Alters und Krankheit wieder ein dichterisches Werk, seine „Bibelsummarien", die 1584, ein Jahr vor seinem Tode, im Druck erschienen, weit über 1000 Seiten stark.

In diesen Jahren wurde Lobwasser mehrmals von Verwandten aus Schneeberg besucht. Im Sommer 1572 kam Michael Lobwasser nach Königsberg. Im Oktober 1575 wurde sein Neffe Fabian, der gleich ihm Rechtswissenschaft trieb, in die Matrikel eingetragen mit dem Vermerk, er hätte sich seines berühmten Oheims würdig erzeigt und das Fünffache der üblichen Gebühr bezahlt, 50 Groschen. Und im Winter 1582 meldet die Hochschulliste „Joannes Lobwasser, Schneebergensis".

Im November des Jahres 1585 ist Lobwasser in Königsberg gestorben, 70 Jahre alt. Seinem Neffen Fabian vermachte er seine Bücher, sein Vermögen hinterließ er — denn er war sein Leben lang unverheiratet geblieben — seiner Vaterstadt Schneeberg, 500 Gulden den Schülern der Bergschule und 60 Reichstaler dem Krankenhaus. In Königsberg hielt der Domprediger Laurentius Cursor ihm eine feierliche Leichenpredigt, die auch im Druck erschien, und Joachim Cimdarsus gab sein lateinisches Gedicht über sein Leben heraus. Wie es das Vorrecht der Rektoren war, wurde Lobwasser im Dome beigesetzt. Hinter dem Rektorenstuhl wurde eine in Stein gemeißelte Grabtafel angebracht, die sein Bruder Michael gestiftet hatte[2]), und ein in Öl gemaltes Bildnis von ihm aufgehängt. Dieses ist in mehreren alten Kupferstichen erhalten und zeigt ein gütiges, langbärtiges Greisengesicht von schönen Proportionen, schmalköpfig und mit leicht geschwungener Nase, von Talar und Barett der Professorentracht umrahmt. Die lateinische Inschrift der Grabtafel hatte Lobwasser noch selbst vor seinem Tode verfaßt. Sie lautet in deutscher Übersetzung:

Daß die Dinge der Welt ein Nichts, das lernt' ich im Leben.
Und auch ich bin hier liegend als Asche ein Nichts.

---

[2]) In der „Historischen Beschreibung des Thums", die Lilienthal 1716 herausgab, ist diese Grabtafel noch erwähnt, aber schon Gebser und Hagen fanden sie 1833 nicht mehr, und auch die völlige Durchforschung des Domes im Jahre 1912 hat sie nicht zu Tage gefördert.

Doch, der aus einem Nichts hat Himmel und Erde geschaffen,
Er wird auch machen, daß ich nicht immer bleibe ein Nichts.
Weil ich das weiß, waren nichts mir die Welt und der Tod und die Würmer,
Was sie hatten von mir, war nur ein irdisches Nichts[3]).

4. Lateinische Humanistendichtung.

Lobwasser war eine ernste und religiöse Natur. Sehr schlicht hat er in der Psalmenvorrede und den Sinngedichten ausgesprochen, welche Verpflichtungen er sich auferlegt fühlte. Einerseits sah er seine Aufgaben in der Ausfüllung seiner verantwortungsvollen Ämter als Richter und fürstlicher Rat, anderseits aber wollte er als Schriftsteller zum Volke sprechen, erhebend, erfreuend und belehrend. Das ungebrochene religiöse Grundgefühl der Zeit gab ihm die Überzeugung, damit zu Gottes Ehre zu schaffen:

So viel mir weil gelassen von Hoffsachen
Hab ich mir fürgenommen was zumachen.
Also wil eim kunstlieber nicht gebieren
Sein zeit vnnütz vergeblich zuuerlieren,
Das er nicht was leß, ticht, schreib oder lehre
Zu seines nechsten nutz vnd Gottes ehre.

Mit diesen Worten bringt Lobwasser seine Einstellung zur Dichtung zum Ausdruck, und er führt in den folgenden Versen dann noch weiter aus, daß er die innere Verpflichtung fühle, während aller von Amtsgeschäften freien Zeit als Schriftsteller zum Wohle des Volkes dichterisch zu arbeiten.

Auch Cimdarsus berichtet, daß er es stets so gehalten habe. Freilich wird hier die Dichtung ganz in die Nebenstunden geschoben, aber das ist die durchaus bürgerliche Auffassung dieser Zeit, eine Auffassung, die noch jahrhundertelang -- und nicht ohne eine gewisse innere Berechtigung — herrschend blieb. In Lobwassers Denken spielte seine Dichtung eine beträchtliche Rolle, wenngleich er selbst meinte, daß „solche vers.. einen größeren lust geben dem, der sie macht denn dem, der sie schlecht liest". Über die Grenzen seines dichterischen Wirkens machte er sich durchaus bescheidene Vorstellungen. Als Hofrat und Rektor glaubte er mehr Bedeutung zu haben denn als Dichter. Und doch ist sein Name gerade durch seine Dichtungen erhalten geblieben, da sie zu dem Besten gehören, was in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an religiöser Dichtung in deutscher Sprache geschaffen wurde.

---

3) Expertus mundi vanas res esse nihilque
Hic quoque nunc iaceo pulvis et umbra, nihil.
Sed qui de nihilo coelum terramque creavit,
Me cum carne mea non sinet esse nihil.
Hac spe nil mortem feci, nihil omnia feci,
Nil nihili vermes posse nocere scio.
D. Ambrosius Lobwasserus
sibi ipsi fecit moriturus.

Aber den Weg zu den Dichtungen, die seine Bedeutung als deutscher Dichter ausmachten, hat Lobwasser erst sehr allmählich gefunden. Seine frühen Schriften sind lateinische Werke, mit denen er ganz in den Grenzen des humanistischen Schrifttums blieb. Sein Erstlingswerk ist ein „Sermo", ein lateinisches Festgedicht zur Feier der Magisterpromotion von 17 Schülern der Leipziger Hochschule im Winter 1548/49. Rhetorische Gelegenheitsgedichte dieser Art, in denen sich schon die Schüler der Lateinschulen versuchen mußten, waren unter den Gelehrten allgemein in Übung und fast Pflicht eines jeden. Es gehörte zur Bildung eines Humanisten, daß er ein glattes lateinisches Gedicht zu machen verstand, ebenso wie er die großen Schriftsteller des Altertums kennen mußte, welche Wissenschaft er auch immer als Hauptgebiet pflegen mochte. Gerade Rechtsgelehrte traten häufig als Dichter hervor. Brant, Reuchlin und Mutian, Eobanus Hessus, Alciat und Fischart waren als Dichter und Juristen in gleicher Weise bedeutend. Unter der neulateinischen Gelegenheitsdichtung nahmen Gedichte zu Feiern von Verleihungen von Hochschulwürden besonders großen Raum ein. Das Zusammenhangsgefühl der Gelehrtenschicht kam darin zum Ausdruck, wie auch in den Festlichkeiten, die man bei diesen Gelegenheiten veranstaltete, den Gelagen und Umzügen mit Geschenken und Musik.

Lobwassers Gedicht „Sermo" sucht der Gattung des gelehrten Festgedichtes neue Reize abzugewinnen und in geschickter Weise der Gelegenheit, für die es geschrieben ist, zu entsprechen. Es verherrlicht die Wissenschaften, die „himmlischen Schatzkammern der Weisheit, das Geschenk der Götter, schöner als das Gold". Es beginnt mit der Erschaffung des Menschen, dem Gott Vernunft verleiht, und den er zum Herrn der Schöpfung macht. Der Mensch bewundert die Schöpfung, aber er sucht sie auch zu erforschen und sich nutzbar zu machen. Er sucht nach Ursprung und Zusammenhang im Naturgeschehen, er erforscht Tiere, Pflanzen, Gesteine und den Lauf der Gestirne. Die gallischen Druiden, indischen Weltweisen, persischen Magier und chaldäischen Sternkundigen waren die ersten Hüter menschlicher Weisheit. Aber der Mensch lebte noch durch rohe Gewalt, von Bären, Panthern und Löwen bedroht, ohne Recht und Sitte, ohne Gottesverehrung, ohne feste Ehe. Erst die Bildung von Staaten und festen Gemeinwesen, die Festsetzung des Rechtes und Gottesdienstes brachten neue Fortschritte im Geistesleben, und jetzt erst nahm die Wissenschaft einen immer glanzvolleren Aufstieg. — Es folgt dann ein Lob der Städte, in denen die Wissenschaft blüht, und mit rhetorischer Leichtigkeit wird dazu übergegangen, die Schüler der Leipziger Hochschule hätten die Gesamtheit der Wissenschaft genießen können. Siebzehn junge Leute hätten mit Eifer und Erfolg aus diesem Quell geschöpft und wären darum jetzt des Magistertitels würdig.

Das ganze Gedicht ist durchaus in der üblichen Art humanistischer Festgedichte geschrieben. Es ist nicht Dichtung in dem Sinne, wie

Lobwassers Liederwerke es sind, es ist gesellschaftlich-konventionelle Angelegenheit, ein Werk der Höflichkeit gegen Standesgenossen, wie alle gelehrte Gelegenheitslyrik. Man sieht es dem Werke an, daß sein Verfasser über lateinische Dichtungslehre gelesen hatte: Der Anruf der Musen, die Bitte um die Gunst der Hörer, die Aufzählung dessen, was er nicht besinge und was er besinge, das Einflechten mythologischer Gestalten — alles entspricht genau den Vorschriften der neulateinischen Dichtungslehre. Auch der Gedankengang, den Wert und die Blüte des Gegenwärtigen durch einen Überblick über das Vergangene ins rechte Licht zu setzen und dabei mit der Schöpfung der Welt anzufangen, war altüberliefert. In Sprache und Versbau ist das Gedicht flüssig und leicht, stellenweise auch farbig und lebhaft, doch im Ganzen ohne besondere Kraft.

Auch in Königsberg mußte Lobwasser als Vertreter der Gelehrtenschicht mit lateinischen Werken hervortreten. Als Rektor der Universität gab er im Mai 1568 ein Hochschulprogramm zum Tode des Herzogs Albrecht heraus. Was er darin ausspricht, sind durchaus eigene Gedanken. Von der Bindung an herrschende Formen, die das Leipziger Werk zeigte, ist er hier frei. Er führt zu Beginn aus, daß Staaten und Völker wechselnd aufblühten und stürzten. Zeiten des Glückes und Reichtums pflegten innere Zersetzung und Sittenlosigkeit zur Folge zu haben, die im Verein mit äußerer Ungunst den Sturz herbeiführten. So wäre es auch Preußen gegangen, in der ersten Zeit des Ritterordens wäre es herrlich aufgeblüht, dann aber wäre der Orden verfallen und das Land heruntergekommen. — Lobwasser hat in einem seiner Sinngedichte einmal den gleichen Gedanken ausgesprochen:

Der Teutsche Ordn
Erdacht ist wordn
Daß er durch streit
Die Christenheit
Erhielt im Schutz.
Ihm hat sein Trutz
Vnd lust verblendt.
Drumb Gott ein End
Gemacht hat solchem Regiment.

Die Menschen wären übermütig gewesen und nicht in ihrem Stande geblieben, darum hätte Gott sie gestraft. Aber — führt er weiter aus — Gott zürne nicht lange, wie es der 103. Psalm zeige, und rette die Seinen, wofür Moses und der 106. Psalm ein Beispiel wären. Darum hätte er auch Herzog Albrecht nach Preußen gesandt, um dem Lande zu helfen, und diese Aufgabe hätte der Herzog während seiner langen Herrschaft auch erfüllt. Er hätte den Städten und der Landwirtschaft, die daniederlagen, geholfen, hätte die Reformation eingeführt, die Hochschule gegründet und die Kirchen des Landes unterstützt. Er selbst sei von wahrer Frömmigkeit gewesen und im festen Glauben an ein besseres kommendes Leben verstorben. Ein

besonderer Verlust wäre sein Tod für die Hochschule, deren Lehrer und Schüler in ihm ihren hochherzigen Gönner verloren hätten. Ebenso trauerten sie über den Tod seiner Gemahlin, die am gleichen Tage verstorben sei, worin man wohl einen tieferen Sinn sehen dürfe. Zu beklagen sei das verwaiste Land, aber man wolle dankbar sein, daß es diesen Fürsten solange gehabt hätte, und beten, daß sein junger Nachfolger es dem Vater gleichtue. Die sämtlichen Mitglieder der Hochschule fordere er als Rektor magnificus auf, an der Beisetzungsfeier des Fürsten teilzunehmen.

Die im Druck neun Seiten umfassende Schrift ist geistvoll und klar geschrieben, in gutem ciceronianischen Latein. Die deutsche Sprache der Zeit hätte unmöglich diese Gedanken gleichzeitig so bedeutsam und so schlicht, so geschickt und knapp aussprechen können. Doch es ist nicht eine rhetorische Lobpreisung, die Lobwasser gab, sondern eine ernste, sachliche und von Herzen kommende Würdigung. Die zweimalige Anführung der Psalmen zeigt, daß diese ihm besonders nahe lagen: Er war damals gerade damit beschäftigt, sein Psalmenwerk für den Druck zu überarbeiten.

Außer dem Hochschulprogramm hat Lobwasser noch zwei lateinische Grabgedichte für Herzog Albrecht verfaßt, eins in Distichen und eins in jambischen Sechsfüßlern, und ein Grabgedicht für die Herzogin Anna Maria, in Distichen geschrieben. Sie sind in Sprache und Versbau sehr glatt und geschickt, im Ausdruck sehr knapp, mit einer gewissen Freude an gedrängter Häufung, inhaltlich sind es Aufzählungen der wichtigsten Tatsachen aus dem Leben der Verstorbenen, ähnlich dem Hochschulprogramm.

Wie Lobwasser angefangen hatte, so schloß er wieder: mit einem lateinischen Humanistengedicht; es ist seine Grabschrift für sich selbst, die er verfaßte, geschrieben in freien und flüssigen Distichen und bezeichnend für Lobwassers Schreibweise in ihrer durchdachten Klarheit, im Gehalt ernst und fromm, auch darin sein Wesen treffend. Aber der Ernst des Inhalts wird gemildert durch die spielerische Art der Formung: ein echtes Humanistengedicht in der Zuspitzung des Ausdrucks, der Durchsichtigkeit und leichten Glätte. So kehrte Lobwasser als Greis wieder zu den Anfängen seiner Jugend zurück, und seine Grabschrift zeigt ihn als den Humanisten, der er in seiner Bildung immer blieb, so sehr sein Herz auch mit dem Volke verwachsen war.

Wäre Lobwasser sein Leben lang der lateinischen Dichtung treu geblieben, so hätte er sicherlich bei den zeitgenössischen Gelehrten Anerkennung gefunden und den Lorbeer des „poeta laureatus“ errungen, den die Humanisten sich wechselseitig verliehen. Doch es zog ihn auf eine andere Bahn. Er wollte nicht für die Gelehrtenschicht, sondern für die breite Masse des Volkes schreiben, „den nechsten“. Er wollte sich nicht an den humanistischen Kunstverstand wenden, sondern an das Gemüt des Volkes. Er liebte die Musik, ohne die

alle Lieder „gleych als tote reym, die die hertzen wenig bewegten“ bleiben mußten. Die Musik war die fortgeschrittenste und ausdrucksvollste Kunst der Zeit. Es zog ihn zum Liede.

5. Kirchenlied.

Das Kirchenlied war es, in welchem ungelehrte und gelehrte Dichter sich vereinigten. Hier mußte Lobwasser ansetzen, um als Gelehrter zum Volke zu sprechen. Sickius erzählt, er hätte sein Psalmenwerk in der Absicht geschrieben, „damit man es in den Heusern vnter dem gemeinen Man vnd Gesinde Gott zu ehren vnd jnen selbs zur lere vnd trost brauchen möchte“. Die Zahl der lutherischen Kirchenlieder war ins Unendliche gewachsen. Täglich steuerten Berufene und Unberufene neue Lieder bei. Die Masse der zu Lobwassers Zeit entstehenden Lieder war aber bereits schwunglos und platt, lehrhaft, bürgerlich eng und ängstlich-demütig. Anders war es in der reformierten Kirche. Calvin hatte seinen Gemeinden allein die Bibel gelassen. Und so begannen sie die biblischen Lieder zu singen, die Psalmen. Marot und Beza hatten sie in Liedform gebracht, Goudimel und die größeren Tonsetzer des Landes dazu die Weisen gesetzt. Der Liedpsalter der Hugenotten war ein Meisterwerk in seiner Art geworden, mit Singweisen von hinreißender Schönheit. Die Hugenotten sangen ihre Lieder in der Kirche, im Hause und im Kriegslager, und bald wußte ganz Europa davon. In ihnen gaben Wort und Ton vereint dem Gemüte jene Erhebung, die im Luthertum der zweiten Jahrhunderthälfte Predigten, Erbauungsbücher und Kirchenlieder wegen ihrer reinen Lehrhaftigkeit nur in geringem Maße vermittelten. Diese Psalmen wollte Lobwasser eindeutschen. Er achtete auch genau auf das rechte Versmaß, so daß sich seine Lieder gut zu ihren Weisen singen ließen. Und er übersetzte vor allen Dingen sanglich:

> O höchster Gott, o vnser lieber Herre,
> Wie wunderbar ist deine Göttlich ehre,
> Wie vbertrefflich ist dein namen werd
> In allen örten auff der gantzen Erd.

Seine Sprache ist in Satzbau und Wortwahl so gepflegt und klar wie die fast keines anderen Dichters der Zeit. Meist sind seine Verse darum schlicht und einfach:

> Ich hab mir vorgesetzt für allen dingen
> Von gnad, barmhertzigkeit und recht zu singen.
> Ein Lied ich hab getichtt zu lob vnd ehr
> Dir Gott mein Herr.

Oder er schreibt in einem anderen Psalm:

> Da Syon durch sein macht der Herr
> Erlöset aus gefengnis schwer,
> Da gingen wir wie in eim traum,
> Wir kunten vns sat lachen kaum,
> Vol rhümens waren vnsre zungen …

Diese klaren und einfachen Verse waren wie geschaffen für den Gemeindegesang und paßten sich gut ihren Singweisen an. Das war auch der Grund ihres späteren Erfolges. Nachdem im Jahre 1573 das Psalmenwerk im Druck erschienen war, geschah, was die kühnsten Hoffnungen des Dichters übertraf: die deutschen Calvinisten erhoben es zu ihrem Gesangbuch, und das blieb es bis zur kirchlichen Union im Jahre 1817. Mehr als 200 Jahre lang war jedem Deutschen „der Lobwasser" ein so fester und selbstverständlicher Begriff wie das lutherische „Gesangbuch". Lobwassers Psalter fehlte in keinem calvinistischen Hause. Wenn man von der Bibel und dem Gesangbuch absieht, ist ihm an Verbreitung, Beliebtheit und Wirkung bis ins 18. Jahrhundert hinein nur Johann Habermanns Gebetbuch zur Seite zu stellen. Grimmelshausen berichtet im vierten Kapitel des „Vogelnestes", daß die Bauern sogar im Wirtshause „den Lobwasser" sangen, und noch Goethe erzählt im dritten Buche der „Wanderjahre" an zwei Stellen, daß die Mädchen beim Spinnen „meistens Ambrosius Lobwassers vierstimmige Psalmen, selten weltliche Lieder" gesungen hätten. In der calvinistischen Kirche kamen später viele andere Lieder zu Lobwassers Psalmen hinzu, doch sein Werk blieb der Grundstock des calvinistischen Kirchenliedes. Auch auf die Dichtung wirkte der Psalter anregend. Die größten Kirchenlieddichter wie Sudermann und Tersteegen haben Singweisen daraus übernommen, und weltliche Dichter wie Fleming und Dach die Strophenformen. Hunderttausende von deutschen Calvinisten haben im Laufe der Jahrhunderte daraus gesungen. Ihr Leben lang begleitete das Werk sie im kirchlichen Gottesdienste und bei häuslicher Andacht. Dieser reiche Gebrauch machte immer neue Drucke des Werkes notwendig. Weit mehr als hundertmal ist es im Laufe der Zeit aufgelegt[4]).

Noch ein anderes Werk stellt Lobwasser in die Reihe der großen Dichter des Kirchenliedes, seine im Jahre 1579 erschienene Übersetzung lateinischer Hymnen. Die Zeitstimmung war Werken dieser Art günstig. Eine im Luthertum sich bildende mystische Strömung führte dazu, mittelalterliches und neueres katholisches geistiges Gut zu übernehmen. Während die gelehrten Geistlichen untereinander um Lehrgegenstände stritten, wurde in den Gemeinden, die

[4]) Die Wirkung des französischen und Lobwasser'schen Psalters auf das deutsche Kirchenlied ist dargestellt in: Euphorion, Ztschr. f. Literaturgesch. 29 (1928), S. 578 617. Die dort gemachten Angaben lassen sich in einigem ergänzen: Vielfach wurden die Psalmenweisen von Daniel Sudermann benutzt: Wackernagel 4, Nr. 800, 801, 803, 820, 824—827, 839, 845, 851, 856, 930. Dazu: A. F. H. Schneider, Zur Lit. d. Schwenckfeldischen Liederdichter. Progr. Berlin 1857. S. 24. — Ein eigenes Werk zu den Singweisen ist: Michael Behm, Sieben Psalmen Davids ... auff Frantzösische Melodeyen gerichtet .. 1636. Dazu: Fischer-Tümpel, Das dt. ev. Kirchenlied d. 17. Jahrh. 3 (1906), S. 43 f. - Mehrfach hat Fleming Lobwassers Weisen benutzt: Gedichte hrsg. v. Goedeke u. Tittmann (1870), 84 f.; Fischer-Tümpel I, Nr. 489; u. a. — Ebenso benutzte Andreae die Weisen des Hugenottenpsalters: Geistlich Kurtzweil. Straßburg 1619. S. 151 f.; Vom Besten und Edelsten Beruff. Straßburg 1615. S. 46 f. — Auch Harsdörffer verwandte Lobwassers Weisen: Fischer-Tümpel 5 (1911), S. 2, 17, 27. — Neue Wortlaute zu den Psalmenweisen schrieben ferner Simler (Weimarisches Jahrb. f. dt. Spr. u. Lit. 4. 1856. S. 155), Fabricius (Fischer-Tümpel I, S. 221 f.), Pitiscus (ebd. 224 f.), Pincier (ebd. 227 ff.), Held (ebd. 363), Schweinitz (ebd. 371, 374) und viele andere. — Fischer-Tümpel Bd. 1—5 sind bei zahlreichen Liedern als Singweisen die von Lobwassers Psalter angegeben, besonders häufig die Weise des 42. Psalms „Wie nach einer Wasserquelle".

noch seit Luthers Zeit religiös erregt und der Seelsorge bedürftig waren, die Neigung zur Mystik groß. Im Schrifttum wirkte sie sich dadurch aus, daß einerseits die Gebetbücher wie die Werke von Musculus, Rabe, Minsinger, Habermann, Walther und Moller von mittelalterlichen und neuen katholischen Werken abhängig wurden, und daß anderseits im Kirchenliede das übersetzen alter katholischer Hymnen beliebt wurde. Schon Luther hatte versucht, den Schatz der alten, unvergänglich schönen Hymnen nicht ungenutzt zu lassen. Seine Gemeinden besaßen zunächst nur wenige eigene Lieder, und da er sich weniger gegen die alten geistigen Schöpfungen der Kirche wenden wollte als gegen die neuen politischen, begann er für sie lateinische Hymnen zu übertragen und schuf so Lieder wie „Nun komm, der Heiden Heiland" oder „Christum wir sollen loben schon" und manche andere. Bald darauf, im Jahre 1524, suchte der in Sigmundsluft gedruckte „Hymnarius" eine größere Anzahl von Hymnen zu übertragen, blieb aber in seiner ungelenken Form weit hinter Luthers Liedern zurück. Erst die zweite Hälfte des Jahrhunderts brachte neue große Hymnenübersetzungen. Die katholische Kirche, durch das Kirchenlied der Lutheraner angeregt, ging darin voran mit den Werken von Georg Witzel 1541 und Christof Schweher 1581. Auf lutherischer Seite brachten Johann Spangenberg 1545 und Conrad Michael 1560 umfangreiche Hymnenwerke heraus. Auch Lobwasser war weitherzig und unbefangen genug, um als Lutheraner den künstlerischen Wert der katholischen Lieder anzuerkennen und sie zu übersetzen, gleichwie er es in seinem Psalmenwerke mit denen der Calvinisten getan hatte. Das Schönste, was es an geistlichen Liedern außer dem lutherischen Kirchenliede gab, hat er damit den deutschen Lutheranern nahe gebracht. Auch zu diesem Werke regten ihn wohl besonders die Singweisen an. Die Tonkunst war die reifste und ausdrucksvollste Kunst der Zeit und erfüllte eine besondere Sendung dadurch, daß sie als kirchliche wie als weltliche Kunst alle Schichten des Volkes in gleicher Weise erfaßte und entzückte. Eine Verbindung mit ihr entsprach daher Lobwassers Absicht, ein Werk zu schaffen, das künstlerisch hochstehend wäre und allen Ständen willkommen. Auch den Holzschnitt zog Lobwasser heran. Er war in erster Linie handwerkliche Kunst der Volksschicht, und darum benutzte Lobwasser ihn als ein Mittel, sein Werk dem „gemeinen man" nahe zu bringen.

Lobwassers Hymnenwerk zerfällt in drei Abschnitte. Hymnenübersetzungen bringt nur der erste derselben. Er zerfällt wiederum den geschichtlichen Bestandteilen nach in zwei Teile: Der erste, größere Teil umfaßt übertragungen von alten katholischen Hymnen, vorwiegend aus der Zeit von Ambrosius bis Bernhard von Clairveaux. Dort sind die schönsten der alten kirchlichen Gesänge verdeutscht, das „Pange lingua", „Veni creator", „Corde natus ex parentis", „O lux beata trinitas", „Vox clara ecce intonat" und viele andere. Den zweiten, kürzeren Teil des ersten Abschnittes machen

Übertragungen neuerer Hymnen von lutherischen Neulateinern aus, denn unter den Lutheranern hatte die lateinische Hymnendichtung keineswegs aufgehört. Hier übersetzt Lobwasser Werke von Georg Fabricius, mit dem er von 1535 bis 1538 in Leipzig zusammengewesen war, von Camerarius, dem er gleichfalls von Leipzig her befreundet war, von Melanchthon, Paulus Eber und Hermann Bonn. Im ganzen sind 74 Hymnen verdeutscht. Ihre Anordnung entspricht der Festfolge des Kirchenjahres. Inhaltlich folgt Lobwasser getreu den Vorlagen, Sinnesveränderungen im Sinne der lutherischen Lehre, wie sie z. B. Moller 1584 in seine Hymnenübertragungen einflocht, hat er nicht vorgenommen. Seine sprachliche Kunst kommt auch in diesen Übersetzungen zum Ausdruck. Die meisten der Vorbilder waren in achtsilbigen Versen geschrieben, die infolge ihres Reimreichtums nicht leicht zu übersetzen waren. Lobwasser hat seine Übersetzungen ihnen im Versmaße genau angeglichen. Seine Sprache ist im Vergleiche zu anderen Werken der Zeit klar und einfach:

Entzünd in vns dein brünstig lieb,
erleucht vns vnser hertz vnd gieb,
daß wir durch deine Predigt weit
weg legen alle sündligkeit.

Der zweite Teil des Werkes bringt 39 Lieder, die selbständige Schöpfungen Lobwassers sind. Er ist überschrieben „Catechetica vnd sonst Geistliche gesenge" und deutet damit schon an, daß es sich um zwei Gruppen von Liedern handelt, solche, die inhaltlich nur Bearbeitung katechetischer Vorbilder sind, und solche, die als eigene und freie religiöse Lyrik anerkannt werden müssen. Die Singweisen sind von lutherischen Kirchenliedern, alten Hymnen und calvinistischen Psalmen übernommen. Die erste Gruppe bringt Liedbearbeitungen von Luthers kleinem Katechismus, von Psalmen und Bibelstellen, wie sie in ähnlicher Weise schon oft auch von anderen Dichtern versucht waren, zwei Versuche, die zehn Gebote zum Gedicht umzuformen, zwei Glaubensbekenntnisse und ein Vaterunser in Reimen und ähnliche Stücke. Sie erscheinen gegenüber der Gewalt der alten Prosa, in der ihre Vorlagen jedem Christen tief eingeprägt sind, keineswegs dürftig spielerisch in der Form, und das allein ist schon ein Zeichen dafür, daß Lobwasser sich in ihnen als ein Formkünstler von nicht geringer Bedeutung zeigt.

Vater in Himels Trone,
Dein nam geheiligt werd.
Durch dein Wort bey vns wone,
Dein wil gescheh auff Erd....

Ich glaub an Got den Vater, der almechtig,
welcher erschaffen hat Himel vnd erdrich,
Durch den all ding in Himel vnd auff erden
Erhalten werden.
Ich glaub an Jesum Christum, seinen Sone

vnseren Herren, der von seinem Trone
Herab zu vns kommen ist, vns durch sein sterben
Heyl zu erwerben.
Empfangen vom Heiligen Geist, geboren
von der Jungfrau Maria auserkoren,
Vnter Pilato an dem Creutz gelitten,
mit tod verschieden...

Einige Gedichte, Gebete am Morgen, am Mittag, beim Essen, in Krankheit, und ein schönes, schlichtes Begräbnislied „den leib vns nu begraben last..." steigen, an ähnliches Älteres anknüpfend, zu selbständigerer Gestaltung auf, die dann schließlich in einigen ganz freien und eigenen Liedern erreicht ist, unter denen das „Ade du welt mit deinem thun vnd wesen" und das „Allein zu Gott mein hoffnung steht" die schönsten sind. Sie enthalten beide Akrosticha auf des Dichters Namen, womit wohl seine persönlich enge Verbundenheit mit ihnen angedeutet ist. Das letztere zeigt in der Form künstliche Reimverschlingungen und lehnt sich inhaltlich stellenweise etwas an den 37. Psalm an. In ihrer dichterischen Gestalt sind diese Lieder nicht ohne Schwung, und auch dem Gehalte nach sind sie weit frischer und freier als die übrigen Lieder, die in dieser zweiten Jahrhunderthälfte entstanden:

Allein zu Gott mein hoffnung steht,
wie es mir geht,
wil ich auff jn vertrawen.
In noth vnd widerwertigkeit
will ich allzeit
hart vnd fest auff jn bawen.
Er ist mein schutz,
drumb Teuffel trutz,
trutz alle Welt!
Gott bey mir helt:
Für niemand sol mir grawen.

Jung ich etwan gewesen bin,
die zeit ist hin,
nu bin ich wol bey jaren.
Ich hab durchwandert Stet vnd Land,
viel leut erkand,
doch hab ich nie erfahren,
das der gerecht
vnd sein geschlecht
aus hungers noth
herumb nach brot
betteln gegangen wahren.

Hier lebt noch etwas von dem frischen Geiste der Reformationszeit, von dem Mut Luthers, während in dem „Ade du welt" die resignierende, nach innen sich wendende Stimmung der zweiten Jahrhunderthälfte schönsten Ausdruck gefunden hat. Es sind Lobwassers selbständigste und auch schönste Lieder.

Als dritter Teil des Werkes folgen dann, noch einmal das ganze Kirchenjahr durchlaufend, „Die Disticha Stigelij vber die Sonntags euangelia mit vier versen in das deutsch gebracht, gleicher gestalt die Disticha Joachimi Beust". In diesem Teile des Buches werden die Holzschnitte zur Hauptsache, die im ersten Teile des Werkes vereinzelt vorkommen, im zweiten fehlen. Jede Seite bringt eine Darstellung aus der biblischen Geschichte, darüber die kurze Übertragung der erläuternden Verse des Stigelius, darunter die Übertragung der Verse von Beust. Beide waren neulateinische Dichter und Zeitgenossen Lobwassers.

Waren die „Psalmen" ein Kirchengesangbuch gewesen, so waren die „Hymni" mehr ein Volks- und Hausbuch, in welchem Singweisen, Gedichte und Bilder zusammenwirkten. Über hundert Holzschnitte zogen die Blicke auf sich, längere Lieder wechselten mit kürzeren Gedichten, und die dem Volke meist schon bekannten Singweisen waren in Noten beigegeben. Eine Vorrede des Petrus Sickius erklärt den heiligen Wert der Lieder und mahnt, daß Hausväter und Hausmütter sie mit Kindern und Gesinde täglich singen mögen, denn sie wären besser als die leichten Liebeslieder, die man so oft höre. Das Werk hat aber keine starke Verbreitung gefunden, es ist in keiner neuen Auflage gedruckt. Nur wenige Lieder, wie das „Allein zu Gott mein hoffnung steht", wurden in einige Gesangbücher wie das Leipziger Gesangbuch von 1582 aufgenommen, denn es war schwieriger, mit einem Liede in den festen Bestand des lutherischen Gesangbuches einzudringen, der bereits groß und auch innerlich reich war und darum nicht gern verändert wurde, als für die deutschen Calvinisten zu schreiben, die noch keine Lieder besaßen.

6. Volksdichtung und Kunstdichtung.

Lobwassers Bestreben, religiöse Werke für alle Stände zu schaffen, sittlich-lehrhaft zu wirken und volkstümlich zu sein, ohne doch dabei seinen gelehrten Kunstsinn aufzugeben, kam nicht nur die Gattung des Kirchenliedes entgegen. Auch in anderen Gattungen ließen sich diese Ziele erreichen, im religiösen Schauspiel, im Erbauungsbuch, im Lehrgedicht, und in allen diesen Gattungen hat er sich mit Erfolg versucht[5]).

Das Schauspiel lag in Norddeutschland seit dem Absterben der Mysterien- und Fastnachtspiele in den Händen der Gelehrten, wurde aber, soweit es sich der deutschen Sprache bediente, in volkstümlicher Weise abgefaßt. Aus dem lateinischen Schuldrama war das deutsche

5) In den Vorreden seiner Werke, am besten in der der Bibelsummarien, hat er immer wieder betont, daß er Dichtung als Dienst für Gott und den christlichen Nächsten auffasse. „Ist aber zu wünschen, das man nicht leichtfertige dinge zu tichten sich befleisse, wie es leider vieler Poeten brauch ist: Sondern das jhr fleiss Gott zu lob vnd ehr auff geistliche oder sonst ehrliche vnd nützliche ding gewandt mag werden, wie vns Lutherus ermahnen thut. Welcher ermanung zu folgen ich erstlichen die Psalmos, vnd darnach die Hymnos patrum in deutsche Reim gestellt, vnd letztlich mich vnterwunden hab, durch die gantze Biblien alle capita reimweis in Summarien zu fassen."

hervorgegangen. In Lobwassers erzgebirgischer Heimat hatte es in Rebhun, Ackermann und Krüginger hervorragende Vertreter gefunden. In anderen Gegenden hatten Sixt Birk, Greff, Agricola, Knaust und andere es fortentwickelt, und mit der deutschen Sprache hatte es sich überall der Buntheit und Lebendigkeit der Volksstücke genähert. Neben selbständigen deutschen Schauspielen kamen Übersetzungen aus dem Lateinischen vor, und in die Reihe dieser Werke gehört Lobwassers „Tragoedia von der Entheuptung Johannis des Teuffers", eine Übersetzung nach Buchanan. Sie ist wohl das 1576 in Königsberg aufgeführte Lobwasser'sche Schauspiel, von dem die Urkunden berichten, und dadurch auch ihrer Entstehungszeit nach datiert, denn lange vor 1576 wird sie wohl nicht entstanden sein. Der Druck erschien ohne Jahreszahl.

Übersetzungen von lateinischen Schauspielen gab es bereits eine ganze Anzahl. Werke von Terenz verdeutschte 1530 Mulscher, 1535 Ham, 1540 Boltz, 1554 Stephani; Plautus wurde 1535 von Greff, 1539 von Freysleben übertragen. Auch die Schulstücke der Humanisten wurden übersetzt, besonders wenn sie kirchlich-streitbaren Inhalts waren. So wurde der „Pammachius" von Naogeorg viermal verdeutscht, darunter 1539 von Menius und 1540 von Tirolff. Binder übertrug 1535 den „Acolastus" des Gnaphäus ins Deutsche, den „Henno" Reuchlins übersetzte 1546 Johann Betz und 1547 Gregor Wagner. Alle diese Übersetzungen hatten mit der deutschen Sprache der Zeit zu kämpfen, die den leichten, kunstreichen Fluß der lateinischen Dichtungen nicht wiedergeben konnte. Auch übersetzte man nicht wegen des künstlerischen Wertes, sondern allein wegen des lehrhaften Inhalts. Darum fanden sich für viele der künstlerisch besten lateinischen Dramen keine Übersetzer, und die Kluft zwischen dem Schrifttum der Gelehrten und dem des Volkes blieb auch in der Gattung des Schauspiels bestehen. Zu den künstlerisch am höchsten stehenden Stücken der europäischen Humanisten gehörten die Werke des Schotten Buchanan. Er hatte die „Medea" und „Alcestis" des Euripides ins Lateinische übersetzt und dadurch für die Kenntnis des griechischen Schauspiels ebensoviel getan wie Erasmus mit seinen Übertragungen der „Hecuba" und „Iphigenie", die aber Buchanan an künstlerischer Fertigkeit im Übersetzen noch übertroffen hatte. Er hatte dann selbständig zwei Schauspiele geschrieben, den „Baptistes" und „Jephthes", beide geschult an den ihm geläufigen Werken der Alten, und hatte dabei mit so starker Gestaltungskraft die religiösen Stoffe, die an sich dem Humanismus fremd waren, im humanistischen Geiste verfeinert, klar und geschlossen durchgeformt, daß er alle anderen Versuche der Humanisten, biblische Stoffe zu dramatisieren, weit hinter sich ließ. Ihm war damit für das Schauspiel gelungen, was die bildende Kunst schon lange besaß: die Vereinigung des von der Zeit am höchsten bewerteten Stoffkreises mit der an den Alten geschulten und verfeinerten künstlerischen Gestalt, die als einzige der

humanistischen Bildungsschicht entsprach, und seine Werke hatten darum im ganzen europäischen Humanismus größten Erfolg.

Es ist für Lobwasser als Dichter bezeichnend, daß er gerade Buchanans „Baptistes", eins der kunstreichsten und durchgeformtesten lateinischen Dramen, die es gab, zur Bearbeitung wählte. Auch für ihn war es dabei — ebenso wie für die anderen Übersetzer der Zeit — hinderlich, daß weder Sprachschatz noch Verskunst der deutschen Dichtung fähig waren, dem humanistischen Werke gerecht zu werden. In den Chorliedern, die Buchanan in sapphischen Strophen geschrieben hatte, wagte er den Zehnsilber einzuführen, in allen übrigen Teilen blieb er bei dem im deutschen Schauspiel allgemein üblichen Achtsilber. Buchanan hatte jambische Sechsfüßler geschrieben. Einem lateinischen Verse von 13 Silben entsprachen in der Übertragung meist zwei deutsche Verse, d. h. 16 oder 17 Silben. Der Kurzvers konnte den ruhigen glatten Fluß der lateinischen Langverse nicht nachahmen. Der Rhythmus wurde kürzer, stoßender. Der Reimreichtum gab Buntheit. Die Verlängerung um ein Viertel der Silbenzahl führte zu Aufschwemmung, Verdoppelung und Häufung im Ausdruck. Dennoch hat Lobwasser es verstanden, etwas von dem klassizistischen, glatten Stile des Schotten in sein Werk herüberzunehmen. Sein Satzbau und Ausdruck ist von gesuchter Klarheit und Deutlichkeit, der Sprachschatz klein, aber sorgfältig ausgewählt, frei von allen rein volksmäßigen Ausdrücken, jedoch nicht ohne Fremdworte. In Einzelheiten hat Lobwasser sich eng an das Vorbild angelehnt, regelmäßig bildet er Buchanans Asyndeta nach, und nach Möglichkeit auch alle lateinischen Parallelismen und Antithesen. Selbständige Hinzufügungen Lobwassers sind die Inhaltsangaben zu jedem Aufzuge des Werkes. Sie kamen im deutschen Schuldrama häufig vor, und es ist bezeichnend für Lobwassers Bestreben, überall zusammenzufassen und zu ordnen, daß er sie auch hier hinzufügte.

Buchanans kühle Behandlung des Stoffes wurde bei Lobwasser wärmer, aber auch zeitgebundener und deutscher. In dem lateinischen Drama scheinen alle Gestalten ideale, klassizistische Gewänder zu tragen wie die Jünger bei Lionardo oder die Propheten und Sibyllen bei Michelangelo. Bei Lobwasser tragen sie die Tracht der Zeit wie auf einem Holzschnitt von Dürer, Cranach oder Altdorfer. Lobwasser betont in seiner Übersetzung den religiösen und sittlich lehrhaften Inhalt des Schauspiels. Was er aber ungebrochen aus dem klugen humanistischen Werke herüberzunehmen verstand, war die feine, verschiedenartige Charakterisierung der Personen. Der ungebärdige, stolze und rohe Pharisäer Malchus, der Johannes umbringen will, und der stille, sanftmütige und duldsame Gamaliel eröffnen das Stück. Dann kommt Herodes hinzu, alt, unschlüssig, gütig und schwach, aber aristokratisch in seinem Wesen, und die Königin, herrisch, kleinlich und aufgeregt. Sie ist ebenfalls gegen Johannes. Dieser tritt selbst auf, ein gleichzeitig demütiger und selbst-

bewußter Mann, der Herodes ruhige und klare Antworten gibt, aus denen dieser seine Schuldlosigkeit entnimmt. Aber Malchus sinnt auf Verrat, tut sich mit der Königin zusammen, und der Chor singt:

Nu kömpt ein flam zur andern flam,
Nu kömpt ein gifft vnd gifft zusam,
Nun nahet sich, sag ich fürwar,
Die aller eusserste gefahr.
Nunc flamma flammae, toxicum nunc toxico,
Accedit: instat vltimum periculum

Der Chor zeigt in bewegten Worten dem Täufer das ganze Ränkespiel an, aber dieser weist, auf Gott vertrauend, alles von sich. Ein Festmahl findet statt, bei dem Herodes seiner Tochter einen Wunsch freistellt, den er ihr zu erfüllen verspricht. Und nun tritt diese selbst auf, leidenschaftlich, listig, kalt und klug. In dem Gespräch mit Herodes hat Lobwasser versucht, die Schlagkraft und feine Schattierung der lateinischen in Form der Stichomythie gegebenen Wechselrede nachzuahmen:

Herodes. Puella. Regina.

Herodes: Hastu genug bedacht bey dir,
Was du begeren wollst von mir?
Puella: Ich habs bedacht, so die zusag
Eins Königs nur was gelten mag.
Herodes: Fürcht dich nicht, das dir werd gebrochen,
Was ich dir einmal hab versprochen.
Puella: Gib mir das Heupt auf diesem plat
Des Teuffers, daran hab ich sat.
Herodes: O Jungfraw, was für wort jetzund
Dir vnbedacht geht aus dem Mund.
Puella: Vergeblich solches nicht geschicht.
Herodes: Solche bit ziert ein Jungfraw nicht.
Puella: Vnzimlich das nicht wird geacht,
Das eines Feind werd vmbgebracht.
Herodes: Was find ich nur für ein Ertzney,
Das ich des volcks gramschaft frey sey.
Puella: Ein König nur gebiet allein,
Das volck sol im gehorsam sein.
Herodes: Der Vnterthanen gunst vnd trew
Ist sicherer denn furcht vnd schew.

Nun mischt sich die Königin ein, um gegen den Täufer zu hetzen. Herodes antwortete ihr:

Herodes: An der zusag, die ich gethan,
Sol sie gar keinen zweiuel han.
Sie aber, folgt sie meinem rat,
Klüglicher was zu wündschen hat.
Regina: Sie aber, folgt sie meinem rat,
Dring auff die zusag, die sie hat.
Herodes: Solt ich mein Leben einer Frawen,
Darzu mein Heil vnd Reich vertrawen?

Die Handlung endet damit, daß Herodes sein Wort hält und der Täufer getötet wird. Doch diese Szene kommt ebenso wie die Bankettszene nicht auf die Bühne. Die ganze Handlung ist gedämpft und ruhig, wie Buchanan es bei den Griechen gelernt hatte. Der Unterschied des Humanistenschauspiels vom Volksstück kommt darin besonders stark zum Ausdruck. Aber gerade ein solches verfeinertes Werk wollte Lobwasser übersetzen, denn seine Liebe galt dem Ruhigen und Geformten.

Lobwasser blieb nicht der einzige Buchananübersetzer, da das deutschsprachliche Schulschauspiel Übertragungen von Humanistenstücken brauchte. Eine zweite Verdeutschung des „Baptistes", die 1585 Distelmayer schrieb, blieb zwar ungedruckt, doch erschienen seit 1569 mehrere Übersetzungen des „Jephthes", unter denen die Steiners von 1571 nicht ungeschickt war, und die des Nicephorus von 1604 sich neben Lobwassers „Calumnia" stellen konnte. Auch diese Übertragungen behielten durchgehend den Achtsilber bei.

Nach seinem biblischen Drama hat Lobwasser auch ein volkstümlich-biblisches Erbauungsbuch geschaffen mit seinen „Bibelsummarien". Nach Büchern dieser Art, die stiller, häuslicher Vertiefung dienten, bestand in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts starke Nachfrage. Die Weltangst, Teufelsfurcht und bedrückte religiöse Stimmung, die der Boden für die Mystik war und zu den Werken von Moller, Nicolai, Johann Gerhardt, Arndt und Böhme führte, ließ seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in lutherischen Kreisen eine große Anzahl von Erbauungsschriften entstehen, in denen Gebete, Trostsprüche, religiöse Betrachtungen und Lebensregeln geboten wurden. Eine besondere Gattung bildeten diejenigen Werke, die an die Bibel unmittelbar anknüpften. Die Bibel war bei dem Volke das am meisten verbreitete und gelesene Buch, gemäß Luthers Lehre, daß sie die Grundlage alles Christentums wäre. Sie war zwar äußerlicher Besitz des lutherischen Volkes geworden, aber dem Denken des einfachen Mannes bereitete es nicht selten Schwierigkeiten, sie auch innerlich sich anzueignen, ihre oft fremdartige Schreibweise zu verstehen und in die Tiefe des Inhalts einzudringen. Worum sich der einfache Leser aus dem Volke bemühte, waren vor allem zwei Dinge: Erstens wollte er aus der Bibel einen Ratschlag fürs Leben, einen klaren Wegweiser für sein Handeln haben, und zweitens wollte er beim Lesen über den Sinn des Einzelwortes hinaus die leitenden Gedanken verstehen. Diesen Wünschen kam nun die Gattung der „Bibelsummarien" entgegen. In der schlichten Sprache des Volkes, die jedem verständlich war, faßten wissenschaftlich gebildete Männer mit kurzen, klaren Worten die Grundgedanken jedes Abschnittes der Bibel möglichst knapp zusammen. In dieser Weise hatten Luther, Calvin und Selnecker Summarien zu den Psalmen geschrieben, und Veit Dietrich seine Summarien zu der ganzen Bibel, ein Werk, das erstaunlichen Erfolg hatte und

damit bewies, wie sehr es einem Bedürfnisse entsprach. Als volkstümliche Bibelbearbeitungen sind die Summarienwerke den Historienbibeln des 15. Jahrhunderts vergleichbar.

Lobwassers Bestreben, gleichzeitig zu „des nechsten nutz“ und „Gottes ehre“ zu schreiben, entsprach die Gattung der Bibelsummarien in besonderem Maße, und er unternahm daher die umfangreiche Arbeit, Summarien zu der ganzen Bibel zu schreiben. Er stellte sich dabei aber, über Veit Dietrich, der Prosa geschrieben hatte, hinausgehend, die Aufgabe, das ganze Werk in Versen abzufassen[6]). In Anbetracht der Länge des Werkes wechselte er in der Versart. Einige Teile schrieb er in dem allgemein üblichen deutschen Achtsilber, andere in Zehnsilbern, die als erzählende Versart damals noch unbekannt waren, und wieder andere in Alexandrinern, einem Versmaße, das noch kein deutscher Dichter vor ihm benutzt hatte. Doch es war weniger die Verskunst, in der er sein Verdienst sah, als die klare und genaue Einteilung des Werkes. Die deutschen Bibelausgaben des 16. Jahrhunderts waren in fortlaufenden Zeilen gedruckt. Lobwasser schlug vor — was sich später auch einbürgerte —, daß man „den Text in Capita vnd denn in vnterscheid vnd paragraphos theilet vnd distribuiret mit jren numeris“. Er hat diesen Grundsatz in seinen Summarien mit größter Genauigkeit und Übersichtlichkeit durchgeführt, außerdem Stichworte an den Rand gesetzt und dazu noch jedem der drei Teile ein Schlagwortverzeichnis beigegeben „wie auch in anderen faculteten, sonderlich in Jure, viel copiosi indices vnd Repertoria gefunden werden“ — das Sachverzeichnis zum ersten Teile umfaßt allein 59 Seiten. In sechs- bis dreißigzeiligen Strophen ist der Hauptinhalt aller Kapitel der Bibel zusammengefaßt. Nur die Spruchsammlungen, das Buch Jesus Sirach, die Sprüche Salomos und den Prediger Salomo hat Lobwasser ohne Kürzung in Reime gebracht, „denn es sich sonst anders nicht schicken wolt“. Während Veit Dietrichs Summarien stets mit einer lehrhaften Nutzanwendung enden und je nach des Verfassers Bewertung des Kapitels kurz oder lang sind, vieles auch ganz fortlassen, ließ Lobwassers wissenschaftlicher Sinn ihn stets bei einem einfachen Bericht bleiben und so die ganze Bibel gleichmäßig und sorgfältig durchgehen. Das Wesentliche des Inhalts hat er geschickt zusammengefaßt. Die Gestalt, in der er es mitteilt, ist mitunter

6) Sehr klar und von menschlich-religiöser Wärme sind die Vorreden der „Bibelsummarien“. Deutlich spricht Lobwasser darin den Zweck seines Werkes aus: „Es sind bishero die Biblien offtmals in druck ausgangen, das man sie schier in allen heusern findet. Vnd wer wohl gut, das sie jederman hette vnd fleißig darinnen lese, sintemal vns der Weg vnser seligkeit darinnen geweiset wird. Es ist aber zu besorgen, das jhr viel solche mit wenig nutz vnd frommen lesen, oder was sie gelesen haben, wiederumb leichtlich vergessen. Darumb diejenigen hoch zu loben, die zu der Biblien des Veit Dieterichs Summarien verdeutzscht setzen lassen, damit Historien vnd lehren leichter gefasset vnd in gedechtnis behalten werden mögen. Dieweil ich mich denn auch allezeit beflissen, in der heiligen Schrifft (ob es schon fürnemlich meiner Profession nicht ist), fleißig zu studieren: So hab ich mich nu etliche jahr daher auff gedachte Biblien gelegt vnd dieselbn neben meinen anderen studiis nicht allein durchlesen, sondern auch, so viel mir Gott gnade verliehen, derselben Capita in deutsche Reim gebracht, damit der Christliche leser mit grössern lust vnd mehrem nutz vnd andacht den jnhalt jedes Capittels begreiffen vnd behalten möchte.“

ungeschickt, mitunter wieder flüssig und einprägsam, immer aber schlicht berichtend:

Das erste buch Maccabeorum. Cap. VIII.

1 Juda, der von der macht der Römer viel vernommen,
Römer. Dadurch sie landt vnd leut, vnd Königreich bekommen,
Beschleust, das er zu jhn ein Botschafft schicken wolt,
Die mit jhn einen fried vnd bündnis machen solt.
Eupolemus. Dazu würden erwehlt Eupolemus, ein sohn
Jason. Johannis, vnd mit jhm einer, der hies Jason.
22 Da sie kommen gen Rom vnd werden angehort,
Da kriegen sie als bald ein tröstliche antwort.
23 Ein bündnüs wirdt gemacht, das sie bekommen haben
Zu ewiger vrkund in messing eingegraben.

Die Bibelsummarien wurden noch reicher als das Hymnenwerk mit Holzschnitten versehen, die zierlich und gut gearbeitet sind, im Inhalt freundlich und lebhaft und mitunter etwas hausbacken, aber immer voll gut gezeichneter Gestalten, reizvoll im Landschaftlichen und meist auch gut im Aufbau. Der Künstler, der die Arbeiten ausführte, ist derselbe, der schon die Bilder zu dem Hymnenbuch lieferte. Er verbirgt seinen Namen hinter den Buchstaben L. H. oder L. H. F. und arbeitete vielfach für Leipziger Druckereien, besonders für Steinmann, bei dem Lobwassers Werke erschienen. Steinmann, der Vögelins Druckerei, mit der Leipzigs überragende Bedeutung für das deutsche Buchwesen begann, übernommen hatte, war einer der besten Drucker Deutschlands und gab allen Werken Lobwassers, die bei ihm erschienen, eine vorzügliche Ausstattung. Die vielen Holzschnitte, die die Bibelsummarien erhielten, trugen dazu bei, ihnen das Wesen eines Volks- und Hausbuches zu geben, wie es Lobwasser in ihnen hatte schaffen wollen.

Das lehrhafte Schrifttum hat Lobwasser zunächst in einer kleinen, nur vier Blätter umfassenden Schrift gestreift, die ohne Angabe des Erscheinungsjahres gedruckt wurde. Nur der Druckort Rinteln ist angegeben. Sie heißt „Emplastrum auff der Teutschen Nation unchristliche Gesundheitstränke" und ist ein Werk gegen die rohen Trinksitten der Zeit, wodurch sie sich gleichgesinnten Werken vieler anderer Humanisten anreiht, die auch auf diesem Wege das Volk hatten belehren, aufklären und bessern wollen[7]).

7) Das einzige Exemplar des Werkes, das ich feststellen konnte, befand sich auf der Provinzialbibliothek zu Hannover mit der Signatur IV 9 B. 8^{0}. Jedoch wurde es, als ich es benutzen wollte, dort vermißt und war mir daher nicht zugänglich. — Der Titel scheint aber eindeutig genug zu sein, um einen Schluß auf den Inhalt zu gestatten: einen Traktat gegen Völlerei und Trinksitten. Für die Form des Traktats spricht außer dem Titel der Umfang des Werkes von vier Blättern, und außerdem war die Traktatform für Werke dieser Art altüberliefert. Daß Lobwasser die unmäßigen Trinksitten der Zeit stark verabscheute und selbst sehr mäßig lebte, geht aus dem Briefe des Camerarius an Herzog Albrecht hervor. In dreien seiner Sinngedichte wendet er sich scharf gegen die „Bierbräuer, Weinschencken, Bierschenck", und ein anderes Mal gegen die Bürger, die „mehr bahrgelds hätten, wenn sie nicht söffen auff den Bierhöfen". In den Epigrammen findet sich auch das Gedicht: „Eim Trunckenbold ist niemand

Weit wichtiger ist ein anderes sittlich-lehrhaftes Werk Lobwassers, das nicht nur länger ist, sondern auch gehaltlich tiefer, indem es bis zu Erörterungen über seine Welt- und Lebensanschauung vordringt, so daß es als sein persönlichstes Werk angesprochen werden kann. Es sind seine Epigramme, die erst nach seinem Tode erschienen sind. 1595 reihte Hennenberger einen Teil von ihnen seiner „Erklerung der preußischen Landtafel" ein, vollständig erschienen sie erst im Jahre 1611 in Leipzig unter dem Titel „Deutsche Epigrammata von allerley Ständen vnd Leuten". Das Titelblatt nennt sie „jetzo mit fleiß aus etzlichen Büchern vnd Bibliotheken zusammen gebracht vnd vermehret durch J. A. H. T.". Der Herausgeber, der seinen Namen hinter diesen Buchstaben verbirgt und sich weiterhin nur J. A. nennt, setzt — in dem gleichen Versmaße wie Lobwasser schreibend — dem Buche einige Worte voraus, in welchen er sagt „im Gemein ist auffgegeben sein Latein". Die Buchstaben J. A. unter einigen Gedichten der Sammlung bezeichnen demnach wohl, daß der Herausgeber diese Gedichte aus Lobwassers Latein übertragen hat. Weniger wahrscheinlich ist, daß es sich um selbständige Zusätze des Herausgebers handelt. Diesem sind nur die geschickte Anordnung und der Titel zuzuschreiben, doch aus dem Inhalt geht hervor, daß Lobwasser selbst die Gedichte schon als Gesamtheit angelegt hatte.

Durch die Benennung „Deutsche Epigrammata" ist das Werk die erste selbständige Epigrammsammlung in deutscher Sprache. In der neulateinischen Dichtung, bei Sabinus, Euricius Cordus, Grudius und anderen war das Epigramm eine viel gepflegte Gattung. Auch deutsche Übersetzungen von Epigrammsammlungen gab es schon in den zahlreichen emblematischen Werken, unter denen die Übertragungen der „Emblemata" des Alciat durch Wolfgang Hunger von 1542 und durch Jeremias Held von 1566 die ersten gewesen waren. Nur dem Namen nach knüpft Lobwassers Werk an die gelehrten Epigrammsammlungen an, inhaltlich hängt es aufs engste mit der althergebrachten volksmäßigen Spruchdichtung zusammen, wie ein Vergleich mit Hans Sachs und Kaspar Scheit zeigt:

---

hold . . .", das nicht nur das Unästhetische seines Lasters — „vnverdewt solchs widerspeyt" — ihm vorwirft, sondern auch das Gottlose: „Weil er Gottes Wort vergißt, ist jhm Schwefel vnd Bech bereit". Die Trinksitten der Bürger- und Bauernbevölkerung der Zeit waren allen Schilderungen zufolge maßlos. Immer wieder hatten sich die Werke verfeinerter Humanisten dagegen gewandt: Johann von Schwarzenberg, „Büchlein vom Zutrinken" 1512, Franck, „Von dem grewlichen Laster der Trunckenheit" 1533, Hieronymus Bock, „Der vollen Brüder Orden", Hans Rudolf Manuel, „Trunckene Rott" 1548, Matthaeus Friederich, „Wider den Saufteufel" 1551, Daniel Drechsel, „Ein Spruch des Propheten wider die Trunckenheit" 1563, Wickram, „Ein Dialogus in welchem angezogen wird das Hauptlaster der trunckenheit" 1555 und manche andere. In der Reihe dieser Werke scheint auch Lobwassers „Emplastrum" zu stehen. Die Humanistenschicht trat aber nicht nur durch Schriften, sondern auch mit der Tat für ihre Bestrebungen ein: In Heidelberg schlossen sich, bestimmt durch ästhetische Gesichtspunkte und das Ideal des selbstbeherrschten Weltmannes, wie es Italien gebildet hatte, die besten Köpfe des südwestdeutschen Späthumanismus zu einem Bunde gegen die Maßlosigkeit der Trinksitten zusammen, geleitet von dem Humanisten Posthius, einem der bedeutendsten Ärzte seiner Zeit, und dem Dichter Melissus, dessen Namen die Humanisten in ganz Europa feierten.

Lobwasser, „Epigrammata":

Advocat.

Ein Advocat
Mit seinem Rath
Viel böse sachn
Pflegt gut zu machn
Mit Corrupteln
Vnd viel Kautelen
Auß argelist
Die Händel frist
Dabey offt seiner Seel
vergißt.

Hans Sachs,
„Beschreybung aller Stände":

Der Procurator.

Ich procurir vor dem Gericht
Vnd offt ein böse sach verficht
Durch Loic, falsche list vnd renck
Durch auffzug, auffsatz vnd einklenck
Darmit ichs Recht auffziehen thu.
Schlecht aber zuletzt vnglück zu
Daß mein Parthey ligt vnterm Gaul
Hab ich doch offt gfüllt beutl vnd maul.

Scheit im „Todtendantz":

Der Fürsprecher.

Ir Fürsprechen vil vbels thut,
Ir machet böse sachen gut,
Der Arm verleurt sein gute sach,
Verdirbt und kumbt in vngemach.
Ir biegt das recht, mißbraucht die schrifft,
Auff ewer zungen tragt jr gifft.

Inhaltlich ist das Werk eine Standesbeschreibung, wobei das Wort Stand in dem allgemeinen Sinne verstanden ist, den die Zeit ihm beilegte, als die Stelle in der Welt, wo jemand steht, sei es, daß Gott, sei es, daß der Teufel ihn dorthin gestellt hat. Im allgemeinen faßte man den Stand in dreifacher Beziehung auf, als Berufsbeziehung, Familien- und Menschenbeziehung und als sittliche Beziehung. So kannte man in der ersten Beziehung z. B. den Stand des Kaisers, des Kaufmanns, des Bettlers, in der zweiten den des Vaters, des Ehegatten, des Sohnes, des Freundes usw., in der dritten den der Tugend und den der Sünde, im einzelnen etwa der Sünde des Geizes oder der Tugend des Fleißes. Das Standesprinzip war der Maßstab aller Menschenbeurteilung. Die Stände waren Idealtypen. Für jeden war die Gruppe, der Stand bereit, wo er sich einordnen ließ. Doch es handelte sich dabei nicht nur um Menschenbeurteilung, sondern darüber hinaus um Einsicht in göttliche Ordnung, göttlichen Willen, um einen Teil jenes großen Gebietes, um das der Menschengeist nie zu kreisen aufhört, um die Beziehung von Gott und Welt; denn man faßte die Stände als gottgewollte Ordnung auf, der Idee nach als ewig und unveränderlich. Die Menschen lebten damals in Ständen und dachten in Ständen, und was sie am einzelnen ehrten oder mißachteten, war in erster Linie der Stand, erst in zweiter Linie die Person. Literarisch hat die ständische Ordnung mannigfachen Niederschlag gefunden, am deutlichsten spricht sie sich in den Ständebeschreibungen aus, die seit dem 14. Jahrhundert zahlreich entstanden, und zu denen auch Lobwassers Werk gehört. Manche von ihnen behandelten nur die Be-

rufs- oder nur die Familienstände, andere das Standeswesen in allen seinen Beziehungen, wie auch Lobwassers Epigramme es tun: nach einer kurzen allgemeinen religiösen Einleitung behandeln sie zunächst die Berufsstände von Papst und Kaiser bis zu Bettler und Narren, dann die Stände in Haus und Familie und schließlich die Sünden und Laster.

Die ständische Gesellschaftsordnung hatte ihre ersten Darstellungen in der scholastischen Philosophie gefunden. Das mittelalterliche Weltbild, das in allen Dingen eine allgemeine, große, vom Einzelnen zum Allgemeinen aufsteigende Ordnung erblickte, sah auch die menschliche Gesellschaft unter diesem Gesichtspunkte, und in diesem Sinne gab im 13. Jahrhundert Vincent von Beauvais im sechsten Buche seines „Speculum doctrinale" eine Aufzählung aller Stände. Den bildlichen Ausdruck der Ständeordnung sah man im Schachspiel, und die Schachbücher wie das um 1300 entstandene Werk des Jacobus de Cessolis beschrieben die gesellschaftliche Ordnung der Zeit. Die weltanschaulich tiefste Ständebeschreibung gab im 15. Jahrhundert Rodericus Zamorensis in seinem „Speculum vitae humanae", das Stainhövel ins Deutsche übersetzte. Die Ständeliteratur vermischte sich dann, da sie kulturkritisch und sittlich lehrhaft — nicht beschreibend — war, mit der humanistischen Sittenlehre, und Albrecht von Eyb räumte ihr ein Buch seines „Sittenspiegels" ein. Aufzählungen aller Berufsstände enthielten auch die volkstümlichen Totentänze, unter denen Holbeins oft gedruckte und nachgeschnittene Holzschnittfolge die erste Stelle einnahm. Georgius Stemylius schrieb lateinische Gedichte dazu, Caspar Scheit deutsche. Wie die Totentänze wurde auch die Ständebeschreibung zum volkstümlichen Bilderbuch. Jost Amman veröffentlichte 1586 eine Holzschnittfolge, die „alle Stende auff Erden" darstellte. Hans Sachs hatte deutsche Verse dazu gemacht, und zugleich erschien eine Ausgabe davon mit lateinischen Versen von Hartmann Schopper. Die Darstellung umfaßte mehr als 100 Berufsstände, von Kaiser und Papst bis zum Bettler und Narren. Das Schwergewicht lag auf der breiten städtischen Handwerkerschicht. In Italien erschien 1585 Garzonis „Piazza universale", ein Werk, das in gleicher Weise alle Stände anführte, das aber im Gegensatz zu Hans Sachs ausführliche Beschreibungen von ihnen gab. Auch Ständebeschreibungen für nur einen Ausschnitt der Stände gab es, wie das Werk des Johann Lonicerus „Stände der katholischen Kirche" von 1585. Wie tief die Beurteilung der Menschen nach Ständen im Denken der Zeit verwurzelt war, zeigt sich darin, daß selbst die Gebetbücher — anstatt die Gleichheit aller Christen vor Gott zu betonen — nach Ständen geordnet wurden. Petrus Michaelis brachte 1561 in dem Werke „Serta honoris" Gebete für einen Prediger, einen Beichtvater, einen Lehrer, Richter, Ratsherrn, für Dienstboten, Kinder und andere Stände. 1567 übernahm Habermann für den zweiten Teil seines

Werkes diese Einteilung, ebenso im Jahre 1572 Pangratius in seinem „Hausbuch“ und Michael Coelius in seinem Gebetbuch, und das gleiche tat 1602 Johann Hermann.

Ebenso wie die Gesellschaft nach Ständen gegliedert war, waren Haus und Familie ständisch geordnet. Hausvater, Hausfrau, Kinder und Gesinde, Freunde und Verwandte waren „Stände“, denen Pflichten und Verbote fest zugeordnet waren. Die gesellschaftlichen Ständebeschreibungen waren fast immer mit Beschreibungen der häuslichen Stände, mit sittlich-lehrhaften Ausführungen über Haus- und Familienstände verknüpft, zumal seit die Humanisten bessernd und verfeinernd auf das Leben des Volkes einwirken wollten. Alle Beziehungen zwischen Menschen wurden auf Idealtypen zurückgeführt. In diesem Sinne waren auch Ehe, Vaterschaft, Freundschaft Stände. Roderich von Zamora hat in diesem Sinne die Ehe dargestellt und Eyb in seiner Ständebeschreibung der Freundschaft einen schönen Abschnitt gewidmet. Alle Pflichten leitete man von den Idealbildern der Stände ab, und alle Laster glaubte man am besten bei dem Vergleiche jener mit der Wirklichkeit zu erkennen. Von diesem Bilde der ständischen, gottgewollten Ordnung getragen waren darum alle Sittenlehren und Erziehungsvorschriften der Humanisten wie Erasmus, Alberus und Menius, ebenso die Ehe- und Kinderzuchtbücher und anderen sittlich lehrhaften Werke der Zeit, und auch die Gebetbücher berücksichtigten ausführlich die Haus- und Familienstände, zumal da das Luthertum gerade auf das Familienleben besonderen Wert gelegt hatte. Die schönsten Darstellungen der Hausstände, verbunden mit Schilderungen der weltlichen und geistlichen Gesellschaftsstände, haben dann Johann Holtheuser 1556 und Mattheus Weber 1561 in ihren „Haustafeln“ gegeben[8]).

---

[8]) Holtheusers und Webers „Haustafeln“ sind in besonderem Grade bezeichnend für das bürgerlich-ständische Weltbild des 16. Jahrhunderts. Johann Holtheuser hat seinem Werke folgende Tafel vorangesetzt:

Haustaffel.
Begreifft in sich die drey Christlichen Stend, Nemlich,

Den	Geistlichen stand, welcher der	Bischoffen Diaconen Zuhörer Göttl.chen worts usw.	Empter vnd tugendt in sich helt.
	Weltlichen stand, welcher der	Weltlichen Obrigkeit Vnterthanen ect.	
	Hausstand, welcher der	Ehemenner Eheweiber Eltern Kinder Hausherrn vnd Hausmütter Knecht, Megd vnd Taglöhner Jünglinge jung alt Schulmeister vnd Diszipeln ect.	

Alle praktische Ethik der Zeit bestand darin, daß man der Wirklichkeit die ständischen Idealtypen gegenüberstellte, und insofern war das ständische Ordnungsprinzip mit der Moraltheologie aufs engste verbunden. Wer wirklich seinen Stand beachtete, lebte, wie Gott es wollte. Auch Sünde und Tugend stellten sich dem Denken der Zeit, das alles in der Welt schematisch neben- oder untereinander ordnete, in einem ständischen System dar, geschieden und gewertet als Kardinaltugenden und Todsünden oder als geringere Vorteile und Laster — was freilich entwickelungsgeschichtlich schon weit ins Mittelalter zurückreichte. Der bürgerlichen Kunst entsprach es dann nicht so sehr, die Sünden als vielmehr die Sünder, den Lügner, den Wollüstigen, den Geizigen usw. darzustellen und aufzählend nach Art der Berufsstände zu beschreiben. Für das Denken der Zeit war der Zustand des Sünders — die Sündhaftigkeit als ein Gebiet, in dem man stand und in dem es noch vielfache höhere und niedere Stufen gab — ein „Stand". Die Unterscheidung verschiedener Laster und Sünden und die aufzählende Beschreibung ihrer Eigenart und Bekämpfung war in der theologischen Literatur althergebracht. Sie vermischte sich dann im 16. Jahrhundert mit den volkstümlichen Narrenschriften, wie sie Brant, Wickram, Schmeltzl und andere Volksschriftsteller lieferten, mit der Kasuistik der Gebetbücher und mit den zahlreichen lutherischen Teufelsschriften, die jedes Laster in einem Teufel darstellten und 1569 in dem großen „theatrum diabolorum" gesammelt wurden, und diese Gattungen vereinigten sich dann wiederum mit den Standesbe-

---

Dieser Anordnung folgend werden dann alle genannten Stände in Gedichten von etwa je einer Seite behandelt. Immer wieder betont Holtheuser dabei, Gott hätte die Stände gemacht; gegen den Stand verstoßen wäre Sünde; alle Nöte der Zeit hätten darin ihre Ursache, und Beachtung des Standes wäre Rettung aus aller Not:

Ein jeder wart seiner Vokation,
Darnach so wirds wol in der werlet ston.

Deutlich wird das Maschenwerk der göttlichen Weltordnung dargestellt, und einem jeden es zur Pflicht gemacht, ohne Selbstüberschätzung den Ort zu erkennen, der ihm darin zugedacht ist und den Gesetzen dieses Ortes gemäß zu leben. Ganz ähnlich ist das Werk Mattheus Webers. Es sucht darzulegen, die Verpflichtungen der Menschen gegen Gott und die Welt wären nicht verschieden, sondern sie harmonierten, weil die Ständeordnung, die den Menschen leiten sollte, sowohl göttlich wie menschlich wäre. Doch des Menschen Leidenschaften ließen ihn oft über seinen Stand hinaus streben und dadurch in Laster und Sünden verfallen. Weber wendet sich gegen die Vermischung aller Standesunterschiede, und auch die neuen Trachten waren ihm darum zuwider:

Wie sich der mensch thut brechtig kleidn
In silber, goldt, samt, in seiden.
Das man jtzund zu dieser zeit
Auch gar nicht spürt ein vnterscheit,
Zwischen fürsten, grauen, edelmann,
Zwischen bürger, bawren, handwerksmann.

Auch Weber betonte immer wieder, daß das Ständewesen gottgewollt wäre und das Bleiben im Stande das Mittel gegen die Schäden der Zeit. Die in der „Haustaffel" gegebene Ständebeschreibung sollte den Menschen ein Spiegel sein. Entstanden ist Webers Werk aus Predigten, die er als Prediger zu Burg gehalten hatte. Er beschreibt ähnlich wie Holtheuser in Gedichten die Stände der Prediger, Zuhörer, Obrigkeit, Untertanen, Ehemänner, Ehefrauen, Eltern, Kinder, Hausherrn und Hausfrauen, der Jugend, des Gesindes, der Witwen usw. Dichterisch sind seine Stücke sehr lebhaft, sprachlich und rhythmisch für ihre Zeit recht schön durchgearbeitet und vor allem sehr ehrlich und voll guter bürgerlicher Würde in der geistigen Haltung.

Eine ähnliche „Haustafel" schuf 1586 Egidius Hunnius, jedoch in Prosa. Es sind Ständepredigten: „Ob wol die zehen Gebott lehren, was Gott von vns Menschen erfordere, so geschicht doch solches fast allein ins gemein. Die Haußtafel aber gehet etwas näher herbei. Dann weil die Stände auff Erden vnterscheiden, vnd in denselben vnterschiedliche Verrichtungen, ist demnach in der Haußtafel auff einen jeden Standt seine Lection auß gelegt . . ."

schreibungen in der Art, daß man Aufzählungen von Narren und Sündern denen der Berufs- und Familienstände anschloß. So waren die drei Gebiete, denen das Hauptinteresse des Bürgers im 16. Jahrhundert galt, gesellschaftliche Stellung, Familienleben und Moral der gleichen Betrachtungsweise der Über- und Nebenordnung unterworfen, und das Standesprinzip mit seinen Idealtypen stellte ganz allgemein die Beziehung von Gott und Welt dar.

Der ganze Umkreis dieses ständischen Weltbildes ist in Lobwassers Epigrammen noch einmal umrissen. Jedem Stande widmet er ein kurzes Gedicht, wobei er jedesmal eine Spannung zwischen dem Idealtyp und der Wirklichkeit herstellt:

Ein trewer Rath
Der jhn kein Blath
Nimbt für den Mund,
Von Hertzen grundt
Raus sagen thut
Mit frischem Muth
Nichts tut verbeissn,
Den muß ich preisn,
Noch wirstu mir der viel nicht weisn.

Der erste Teil des Werkes, die Beschreibung der Berufs- und Gesellschaftsstände, beginnt wie alle Werke der Art mit den geistlichen Ständen. Lobwassers duldsame Geistesart zeigt sich dabei darin, daß er als Lutheraner den katholischen Geistlichen Verdienste nicht abspricht, obgleich er ihr weltliches Leben tadelt. Dann nimmt er die lutherischen Geistlichen ebenso scharf ins Gericht. Papst, Kardinal, Bischof, Abt, Mönche und Nonnen werden der Reihe nach besprochen, ebenso die Stände der lutherischen Geistlichkeit. Dann folgen die weltlichen Stände, Kaiser, Fürsten, Bürgermeister, Räte, Richter, Beisitzer, Stadtschreiber, Advokaten, Amtsdiener, Henker. Daran schließt sich die bunte Fülle der bürgerlichen Gewerbe: Kaufleute, Krämer, Höker, Verkäufer, Gärtner, Bierschenken, Spielleute, Fuhrleute, Müller, Schneider, Fleischhauer, Bäcker, Apotheker, Bierbrauer, Weinschenken und andere Berufe, eine ausführliche Aufzählung, die noch etwas von dem Stolz und der Freude des spätmittelalterlichen städtischen Bürgertums über seine Breite, seinen Reichtum und seine Bedeutung in sich trägt. Dann folgen die Stände auf dem Lande: Edelmann, Landessaß, Bauer, sowie die gelehrten Stände: Lehrer, Schüler, Student, Bachant, Doktor der Schrift, Jurist, Medikus, Philosoph, Astrolog, Buchdrucker. Besonders nahe standen Lobwasser aus Schneeberg her die Bergleute, war doch sein Vater selbst Bergmann gewesen; er beschreibt Bergmeister, Geschworene, Fundgrübner, Schichtmeister und Häuer. Dann werden — im Gegensatz zu Hans Sachs, der nur das freie, städtische Bürgertum beschreibt — mit besonderer Ausführlichkeit die Stände am Hofe angeführt. Vom Kanzler und Kammerrat bis zum Schloßbrauer und Kellermeistergesell ist jeder Stand aufgezählt,

etwa der Hofhaltung Herzog Albrechts entsprechend. Schließlich folgt ein Abschnitt über Kriegsleute, wo Oberst, Hauptmann, Proviantmeister, Fähnrich, Reiter, Kriegsmann, Knecht und Fechter beschrieben werden.

Wie es im öffentlichen Leben eine ständische Ordnung gibt, die jedem seinen festen Platz zuweist, so auch im häuslichen Leben. In dem Abschnitt „Von Haußwirtschafft“ wird über die Stellung von Mann und Frau, Eltern, Kindern und Geschwistern, Hausherrn und Gesinde gehandelt. Der Hausvater soll streng im Hause herrschen, die Frau ihm untertan sein und fromm die Kinder erziehen, die Tochter soll still im Hause bleiben, spinnen, wirken und nähen, das Gesinde soll zuverlässig ausführen, was ihm befohlen wird und nicht immer die Stellung wechseln.

Der letzte Teil handelt „von Sünd und Lastern“. Sünden wie Aberglaube, Neid und Rachgier werden besprochen und lasterhafte Menschen wie Säufer, Buhler, Ehebrecher, Spieler und Lügner geschildert.

Als Versmaß wählte Lobwasser für seine Sinngedichte eine Strophe von acht viersilbigen Kurzversen, die mit einem Achtsilber schloß, der mit den letzten beiden Viersilbern durch Dreireim verknüpft war, eine infolge der vielen Reime etwas gekünstelte Versart, die aber den Vorteil hatte, daß sie wenigstens über den Knittelvers hinausführte. Lobwasser übernahm sie aber nicht wie die Versarten großer Teile der Bibelsummarien und der Chöre des „Baptistes“ aus dem Hugenottenpsalter — Marot hatte zwar Fünf- und Sechssilber, nie aber Viersilber strophenbildend verwandt —, sondern es war eine alte deutsche Versart, die er aufnahm[9]). Neu war nur, daß er sie für das Epigramm benutzte, die Versform selbst war mit geringen Abweichungen schon häufig von ihm im Liede benutzt. In diesem Werke knüpft er in der Form wie auch im Inhalt an ältere volkstümliche deutsche Dichtungen an.

7. Dichterischer Stil.

Der dichterischen Form schenkte Lobwasser, einerseits weil er Humanist war und als solcher die Form beachten gelernt hatte, dann aber auch, weil ihn besondere Begabung dazu führte, lebhafte Aufmerksamkeit. Aber im Gegensatze zu vielen anderen seiner ge-

[9]) Der dem Achtsilber verwandte Viersilber wurde häufig im Liede benutzt, selten allein, oft aber mit Sieben- und Achtsilbern vermischt. Viersilberstrophen mit einem Achtsilber als Abschluß waren besonders häufig. Eine ganz ähnliche Strophe wie Lobwasser, nur um einen Viersilber kürzer, bildete 1541 Thomas Kirchmair. Ebenso, nur um zwei Viersilber länger, war die Strophe, die 1513 Peter Schöffer für sein Lied „Von edler art“ benutzte, das Forster 1539 in sein Liederbuch aufnahm. Diese Strophe lebte im Kirchenliede weiter und ihre Singweise erhielt vielfach neue Wortlaute, von Freder, Klee, Ringwald und anderen. Von dieser bekannten und häufigen Strophenform hat Lobwasser nur die ersten beiden Viersilber fortgelassen, um zu seiner Epigrammform zu gelangen. Die Eintönigkeit der 10 gleichen Verse wurde bei ihm gemildert, indem er die Strophe kürzte. Ebensolang wie Lobwassers Strophe ist eine Viersilberstrophe aus dem Frankfurter Liederbuch von 1578, doch ist dort die Schlußzeile nicht achtsilbig, sondern elfsilbig.

lehrten Zeitgenossen ließ er diese Beachtung der Form nicht nur seinen lateinischen, sondern auch seinen deutschen Gedichten zugute kommen. In den Formen seiner deutschen Dichtungen war er seiner Zeit voraus, insbesondere in seiner Verskunst, die ein Ansatz dazu war, gelehrt-humanistische Formgedanken auch auf die deutschsprachliche Dichtung zu beziehen.

Lobwassers deutsche Werke sind sämtlich in Reimen geschrieben. Er glaubte, weil Reime „leichter behalten vnd lieber gelesen würden", die gebundene Form der ungebundenen vorziehen zu müssen, denn „einmal so haben solche Reim größere affectus vnd seind anmutiger denn schlechte vnd vngebundene Rede" und zweitens „weil man bekennen muß, daß, was also in artige Vers vnd reim geschlossen wird, viel eher und besser ins gedechtnis gefasset und behalten werd". Für Lobwassers dichterische Formen wurde es richtunggebend, daß sein erstes Werk die Übersetzung des Hugenottenpsalters war. Dort lernte er Versarten und Strophenformen kennen, die es im Deutschen nicht gab; die Singweisen zwangen ihn aber, sie getreu nachzubilden: „Gleichwol hat es mich nicht geringe mühe vnd arbeit gestanden, daß ich jede geseng mit jhren gesetzen in so viel sylben als in Frantzösischen seind, damit sie sich auff jhre noten schicken, nach art jhres reymen in das deutsch gleich wie zwingen müssen". Er konnte nicht umhin, sich beim Übersetzen die Gesetze der Marotschen Strophen klarzumachen, und da er den Deutschen in seinem Werke neue Versarten bot, hielt er es für gut, seine Erkenntnisse auch den Lesern zu übermitteln: über jeden Psalm ist eine Erklärung der Form gesetzt. So schreibt er über den 1. Psalm: „Diese verß seind zehensilbig, der dritt vnd vierte vberschüssig, das ist, haben eine übrige fallende sylben, die sonst in den versen nicht betrachtet, gleichwol in dem gesang jhr eigen tempus vnd notam hat." Zu Psalm 22 schreibt er: „Sein zehensylbig, allein der vierde viersylbig, zum teil vberschüssig, also wie ein Keth zusammen gefügt, das allweg deß folgenden absatzes oder gesetzes erster verß mit dem letzten, das ist, mit dem viersylbigen sich gleich endet." Nie versäumt er es, Kreuzreim anzuzeigen: „Diese verß seind acht vnd sechssylbig, zum teil vberschüssig vnd geschrenckt" schreibt er zu Psalm 20. Mit Ausnahme der Terzinen des 37. Psalms hat Lobwasser alle französischen Versmaße genau wiedergegeben. Völlig neu waren für die deutsche Dichtung die Alexandriner des 89. Psalms. Am häufigsten kommen in den Psalmen zehnsilbige Verse vor, die in der deutschen Dichtung der Zeit selten waren. Vor allem war auch der Bau der Strophen für Deutschland etwas Neues. Während man gewöhnt war, alle Strophen, die über die einfachen vierzeiligen Achtsilber hinausgingen, in Stollen und Abgesang zu gliedern, gab es hier anders geformte, als Einheit aufgefaßte Strophen von mittlerer Länge. Nach Lobwasser, vor allem durch Opitz, kam die alte dreiteilige Strophe in der Gelehrtendichtung ganz ab und machte Strophenformen, die sich an romanische Gebilde anlehnten, Platz.

Nachdem Lobwasser im Psalter neuartig gebaute deutsche Verse geschrieben hatte, die ihm gut gelungen waren, und deren Bau er sich theoretisch klargemacht hatte, versuchte er in seinen folgenden Werken, diese Versmaße selbständig anzuwenden. Vor allem war es der im französischen Psalter so häufige Zehnsilber, den er pflegte. Er benutzte ihn, um die Eintönigkeit des Knittelverses, der sonst in seiner Zeit allgemein war, zu unterbrechen. In der „Entheuptung Johannis" schrieb er die langen Chorlieder in Zehnsilbern. In den „Bibelsummarien" füllen die Zehnsilber mehr als 300 Seiten. Es war das erste Mal, daß dieser Vers in Deutschland in solchem Umfange angewandt wurde. Ganz fremd war der Zehnsilber der deutschen Dichtung zwar nicht, aber man hatte ihn vor Lobwasser nur selten und kurz benutzt. Er war lateinischen Kirchenliedversen nachgebildet worden wie bei Martin Mylius oder antiken sapphischen Strophen wie bei Sixt Birk; Rebhuhn hatte ihn benutzt, Tirolff, Chryseus, Lukas Mai, Krüginger und Schlayß. Aber keiner von ihnen hatte ihm so breiten Raum gegeben wie Lobwasser, vor allem war dieser auch der erste, der den Vers episch verwandte. Seine Zehnsilber sind, da sie durch die französischen vers communs angeregt sind, die Vorläufer der fünffüßigen Jamben, die Opitz einführte, und die nach ihm Fleming, Gryphius, Hofmannswaldau und andere häufig benutzten. Bald nach Lobwasser hat Daniel Sudermann viele Zehnsilber geschrieben. Durch die zahlreichen Neudichtungen zu den französischen Psalmenweisen wurde der Vers dann im Kirchenliede häufig und, von Italien kommend, seit 1590 auch im Kunstlied. Völlig Neues brachte Lobwasser durch seine Alexandriner, die er als erster im Deutschen bildete, zunächst bei der Übersetzung von Bezas 89. Psalm, dann selbständig in den Makkabäerbüchern seiner Bibelsummarien. Er hatte damit als erster Dichter mit sicherem Gefühl denjenigen Langvers gefunden, der das ganze folgende Jahrhundert hindurch vorherrschend blieb.

Die gleiche Gepflegtheit, die Lobwassers Verskunst auszeichnet, zeigt auch sein sprachlicher Stil. Sein Wortschatz umfaßt eine nicht große, aber sorgfältig gewählte Anzahl von Ausdrücken und ist völlig frei von mundartlichen Bestandteilen. Der Inhalt seiner Verse ist Lobwasser wichtiger als ihr dichterischer Schwung. Sein Ausdruck ist daher möglichst deutlich und einfach, sein Satzbau klar, knapp, und logisch. Diese immer ein wenig nüchterne, aber ehrliche Klarheit und Einfachheit ist das wesentliche Merkmal von Lobwassers Stil, der darin nur Ausdruck seines ganzen Wesens ist, denn Streben nach Klarheit beherrschte Lobwassers Denken, seine Weltanschauung und seine ganze Lebensführung, die immer ehrlich, sicher, nüchtern und klar blieb. In allen seinen Werken suchte Lobwasser zu klären, zu verdeutlichen, zu ordnen, sei es durch Reinheit des Satzbaues in der Liedstrophe, durch Inhaltsangaben vor jedem Akt im Drama, durch genaueste Einteilung und Ordnung der Abschnitte in den Bibelsummarien oder durch geschickte sinnvolle Satz-

verknüpfungen im Lateinischen. Dieser Stilwille machte ihn auch so geeignet dazu, aus dem Lateinischen zu übersetzen, romanische Versarten zu übernehmen und einfache, sangliche Liederwortlaute zu schreiben. Lobwasser war in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als unter einem reichen, aber dichterisch anspruchslosen Bürgertum die eine Seite des deutschen Schrifttums, die Seite der Buntheit und Eigenart, blühte, derjenige Dichter, der am stärksten die andere Seite, die der Klarheit und Ruhe vertrat, diese Seite, die immer das Gegenspiel der anderen bildete, die schon in den reinen Formen Hartmanns von Aue gelebt hatte, die aber im 16. Jahrhundert im deutschen Schrifttum zurücktrat, weil alle Dichter, die ihr zuneigten, die lateinische Sprache wählten, die dieser Stilrichtung entgegenkam. Vor Lobwasser hatte Rebhuhn diese Seite der Dichtung vertreten, nach ihm war es Opitz. Weniger deutsch als der bewegte, krause und bunte Stil seines Zeitgenossen Fischart ist aber Lobwassers Schreibart keineswegs. Das Streben nach Klarheit, Durchdenken und Grundlegung ist immer eine Seite des deutschen Wesens gewesen und hat auch immer in Form und Stil seinen Ausdruck verlangt.

Lobwasser war eine starke Formbegabung, und hinter seiner Dichtung stand sein ernstes, kluges Wesen, aber ihm fehlte Phantasiereichtum und eigene Schöpferkraft. Vorwiegend war er Übersetzer und Bearbeiter. Er übertrug und bearbeitete wie alle guten Übersetzer aus tiefer innerer Liebe zu einem Werke, einer Liebe, der er nur durch das Übersetzen genug tun konnte. Aus diesem Grunde übertrug er die Hugenottenpsalmen und alten Hymnen und auch das humanistisch-gepflegte und dabei doch christliche Werk des Buchanan, und aus diesem Grunde wurde schließlich die Bibel selbst Gegenstand seiner Bearbeitung.

Lobwassers Hauptwerke sind für das ungelehrte Volk geschrieben. Er stellte sich ganz auf Leser dieser Schicht ein, brachte Holzschnitte und erklärte ungewöhnliche Versarten. Er schrieb, wie das Volk es brauchte, einfach und klar, lehrhaft und bürgerlich. Aber er wußte dabei geschickt den Leser über das Flache, Altgewohnte hinauszuführen, indem er schönere und reinere Formen der Sprache und des Verses anwandte und auch inhaltlich gehobene Gegenstände bevorzugte. Indem er Werke der *Kunstdichtung*, die Psalmen und Hymnen oder Buchanans Drama, übertrug, setzte er sie in das Deutsch der ungelehrten *volkstümlichen Dichtung* um und kam auf diese Weise zu einem *Versuch einer Vereinigung dieser beiden literarischen Schichten*. Ähnliche Bestrebungen hatte hernach die Straßburger Schulbühne, während Opitz nicht beide Schichten vereinigte, sondern nur die humanistische gelehrte Literaturschicht in anderer Sprache weiterführte.

Daß Lobwasser bei seiner Neigung zum klar Durchgeformten nicht zur lateinischen Dichtung griff, sondern deutsch für das Volk schrieb, erklärt sich zum Teil wohl aus seiner Herkunft aus einem

einfach-bürgerlichen Hause, hauptsächlich aber aus seinem christlich-religiösen Verpflichtungsgefühl gegenüber dem „Nächsten", dem „gemeinen Mann". Wie er seine Dichtung selbst auffaßte, hat er am deutlichsten in der Psalmenvorrede gesagt: er will „kunstlieber" sein und „zu seins nechsten nutz" dichten. Nun stand aber diesem Bestreben die Spaltung der deutschen Bildung und Dichtung entgegen: Für die Bildungsschicht der „Gelehrten" — und das war Lobwasser als „kunstlieber" — gab es die gepflegte lateinische Dichtung, für die Schicht der „Ungelehrten" — und das war „der nechste" — das kunstlose, ausdrucksarme deutschsprachliche Schrifttum. In seinem Bestreben, beide Schichten einander anzunähern, steht Lobwasser in der Reihe derer, die diese Vereinigung auf dem Boden der Religion versuchten. Als Gehalt seiner Dichtungen wählte er religiöse Gegenstände, die einzigen, die beiden Bildungsschichten gemeinsam waren. Darum hatten seine Kirchenlieder bei Gelehrten wie bei Ungelehrten Erfolg, ähnlich wie später die Erbauungsschriften Meyfarts, die, weil sie nur christlich sein wollten, volkstümlich-deutsche und gelehrt-humanistische Bestandteile gut vereinigten und bei Gelehrten wie beim Volke gleichen Anklang fanden. Auf derselben Grundlage ist es auch dem süddeutsch-katholischen Barock gelungen, dem Übermaß von Zersplitterung in Bildung und Schrifttum, unter dem der Norden litt, aus dem Wege zu gehen. Eine wirkliche Vereinigung der getrennten Kultur- und Literaturschichten konnte Lobwasser in seinen Schriften natürlich nicht herbeiführen, dazu hätte es eines Menschen und Dichters von weit größerem Ausmaße bedurft, und es ist eine Frage, ob und wie weit eine solche Vereinigung überhaupt möglich war. Aber seine Werke waren doch bescheidene Anfänge auf diesem Wege. Und somit stand er innerhalb der Bestrebungen, die einer jahrhundertelang hervorragenden Aufgabe des deutschen Geisteslebens nachgingen, der Bestrebungen, das Erbe des Humanismus zu verarbeiten und den mit ihm gekommenen Zerfall in zwei Bildungsschichten, denen durch drei Jahrhunderte zwei fast ganz getrennte Literaturschichten entsprachen, zu überwinden.

7. Persönlichkeit und Weltanschauung.

Ähnlich wie Lobwassers Schriften sind auch seine Persönlichkeit und seine Weltanschauung zusammengesetzt aus altdeutsch-bürgerlichen und humanistisch-gelehrten Bestandteilen. Aber doch erscheint er als Mensch kernhaft und aus einem Guß und darin vergleichbar zeitgenössischen Männern wie Johann Crato, Joachim Camerarius oder Petrus Lotichius, die ebenfalls diese verschiedenartigen Bestandteile in ihrer Persönlichkeit zur ausgeglichenen Vereinigung gebracht hatten.

Das Altdeutsch-Bürgerliche — das war die Welt der blühenden Städte und des reichen Bürgertums, wie Lobwasser sie in Schneeberg und Leipzig erlebt hatte, und die es auch in Königsberg

gab, eine Welt der Buntheit und Fülle, geordnet nach Ständen, geleitet durch eine einfache und engherzige Bürgermoral, aber sozial in ihrem Aufbau, eine Kultur einer breiten Masse, überall zum Sichtbaren, Konkreten drängend, und dem breiten, geistig aber engen und primitiven Bürgertum recht eigentlich angemessen.

Das Gelehrt-Humanistische war die Welt der Wissenschaft, des kühlen Erkennens, eine Welt, die sich erst nach langem Wege dem Suchenden öffnete und darum nur wenigen gehören konnte, aristokratisch, formbetont, nicht ohne einen feinen ästhetischen Egoismus, nach außen hin von imponierendem Auftreten, innerlich dabei mit dem Wunsche, in Frieden für sich bleiben zu können, eine Welt der kleinen Schicht der Mitglieder des Gelehrtenstandes, und auch für diese im Grunde nur eine Welt der Gedanken.

Diese zwei Welten hatten nun die mannigfaltigste Berührung miteinander. Der Gelehrte war als Stand in die bürgerliche Welt einbezogen und hatte sich in dieser eine geachtete Stellung errungen, denn er stand als „nobilitas literaria" neben dem Adel, der „nobilitas generis". Durch Gelehrtheit stieg man innerhalb der bürgerlichen Gesellschaftsordnung empor. So ist Lobwasser, der Bergmannssohn, als Hochschullehrer der obersten Fakultät und fürstlicher Rat in eine hochangesehene Stellung gelangt. Das Volk brauchte Gelehrte als Seelsorger, denn das Luthertum ging zurück auf das „Wort", und zu dessen Erkenntnis war der Gelehrte unentbehrlich. Es brauchte Gelehrte als Ärzte, Lehrer und Rechtsgelehrte. Ein so großes Gebiet des bürgerlichen Lebens wie das Rechtswesen wurde durch die Gelehrten bestimmt, die darin entgegen dem Gebrauche des Volkes das römische Recht einführten. So oft das Volk auch die Gelehrten anfeindete und sie die Verkehrten nannte, im Grunde kam es ohne sie nicht aus und ließ sich durch sie, deren Tun es nicht übersehen konnte, imponieren und leiten. Sie waren ihm Autorität, und der Autoritätsglaube spielte in dem Denken gerade dieser Zeit eine bedeutsame Rolle. Anderseits, was das bürgerliche und häusliche Leben betraf, stand der Gelehrte mitten in dem bürgerlichen, ja sogar kleinbürgerlichen Leben seiner Zeit. Seine Moral war Bürgermoral des 16. Jahrhunderts. So sehr er die Alten studierte, in bezug auf das gelebte Leben lernte er nichts von ihnen, während er bürgerlichen Standesfragen der Zeit, wie Titel und Tracht, größtes Gewicht beilegte. Vor allem aber waren die Anschauungen über die Gesellschaft bei den deutschen Gelehrten der Zeit im Grunde genau dieselben wie beim Volke. Und darum konnte Lobwasser, obgleich er ein Gelehrter war, in seinen Epigrammen sein ständisch-bürgerliches Gesellschaftsbild ganz im Sinne des Volkes entwerfen. Seine Darstellung ist zwar weder sehr tief noch künstlerisch von Wert, aber sie zeigt klar und deutlich seine Ansicht über die Dinge, und diese entsprach, wie der Vergleich mit anderen Standesbeschreibungen der Zeit erweist, durchaus dem allgemeinen Denken, so daß sie in gewissem Grade zu zeigen vermag, wie die Zeit sich selbst sah.

Sieht man von der Anwendung des Standesbegriffes auf Familienverhältnisse und Sittlichkeitszustände ab, so war das, was man im 16. Jahrhundert als Stand bezeichnete, etwas rein Gesellschaftliches. Die Gesellschaft war in ein System von Ständen gegliedert, höhere und niedere. Und dies System hatte allgemeine Gültigkeit. Niemand in Deutschland hatte es je angezweifelt, selbst 1525 die aufständischen Bauern nicht, die sich nur gegen reale Schäden, nicht aber gegen das Ständeprinzip selbst wandten. Es gab ehrliche und unehrliche, angesehene und verachtete Stände. Der einzelne mochte sein, wie er wollte, sein Ansehen war durch seinen Stand bestimmt. Die Ständeordnung hatte jene feste Gültigkeit, welche die ungeschriebenen Gesetze, die die Urteilsmaßstäbe der Massen bilden, stets zu besitzen scheinen. Erst in zweiter Linie kam hinzu, daß die staatsrechtliche Ordnung in ihren Grundzügen dem bürgerlich-gesellschaftlichen Weltbilde entsprach. Die hohen Stände waren privilegiert, die niederen mußten Abgaben zahlen, die bevorzugten waren zum Tragen gewisser Stoffe, zum Essen gewisser Speisen berechtigt, den Hörigen waren diese versagt, und sie waren sogar zu kurzer Haartracht gezwungen. Nichts zu tun hatte dagegen das Geltungsbereich der ständischen Gesellschaftsordnung mit der wirtschaftlichen Lage. Der ärmste Graf galt mehr als der reichste Kaufmann, denn der Grafenstand galt mehr als der Kaufmannsstand. Die Fugger und Welser, die als Geldgeber von Königen und Kaisern die Weltpolitik mitbestimmten, waren in den Augen des Bürgers nur der Stand des „reichen Kaufmanns", den Holbein gezeichnet hatte, ein Stand wie andere bürgerliche Stände auch. In diesem Punkte zeigte es sich, daß das ständische Weltbild erstarrt und veraltet war, weil so wichtige neu auftretende Kulturgebiete wie die so mächtige Geldwirtschaft völlig außerhalb seines Gedankenkreises blieben. Für diese Dinge bot es keinen Maßstab, und der Bürger erkannte darum die veränderte Zeitlage nicht in ihrem Wesen und ihrer Tragweite.

War der Gesamtbau des ständischen Weltbildes, wie das 16. Jahrhundert es hatte und Lobwasser es zeichnete, noch mittelalterlich, so bestanden anderseits doch starke Unterschiede von dem mittelalterlichen Bilde der ständischen Weltordnung. Dem einheitlichen Bilde des Gottesbaues, den das Mittelalter besaß, hatte die einheitliche Kirche entsprochen. Diese war jetzt zerschlagen. Lobwasser muß sein Werk zweimal beginnen lassen, einmal mit den katholischen und einmal mit den evangelischen Geistlichen. Auch die sinnvolle Ordnung, daß die geistlichen Stände die angesehensten waren, bestand nur noch in bedingtem Maße. Man ließ ihnen zwar bei öffentlichen Gelegenheiten noch den Vortritt, dem gesellschaftlichen Ansehen nach hatten aber in den protestantischen Ländern die Rechtsgelehrten die erste Stelle errungen. Es bestand überhaupt dem Mittelalter gegenüber die neue weltliche Gelehrtenschicht als Oberschicht der bürgerlichen Stände, auch von Lobwasser in seinen

Sinngedichten geschildert. Das Schwergewicht der ständischen Gesellschaft lag für das 16. Jahrhundert bei dem Bürgertum — auch in Lobwassers Epigrammen —, dem gegenüber der Adel zurücktrat, und demgemäß waren auch die sittlichen Anschauungen bürgerlich.

Ein grundsätzlicher Unterschied gegenüber dem Mittelalter bestand vor allem darin, daß der Begriff „im Stande bleiben" einen völlig neuen Inhalt bekommen hatte. Für das Mittelalter wurde man in einem Stande geboren und mußte sein Leben lang in ihm bleiben. Darüber hinaus zu streben war Frevel. Roderich von Zamora nennt die Stände „formen zeleben", „darum das wir im eyngang zeleben in disem stant geboren werden". Die mittelalterliche Gesellschaftsordnung legte damit jedes Leben von vornherein fest, es war eine vollkommene Ruhe und Gleichförmigkeit in ihr. Im 16. Jahrhundert hatte sich das dahin geändert, daß die Stände nur als Idealtypen und Ordnungssystem unveränderlich waren, dem einzelnen Menschen aber von einem Stande zu einem anderen überzugehen erlaubt wurde. So hatte sich der neue Individualismus mit dem alten ständischen Weltbilde vereinigt. Die gleichförmige Festigkeit des allgemeinen Schemas war dieselbe geblieben, doch durch die Verschiebbarkeit des einzelnen war eine Bewegung hineingebracht. Gerade die Humanisten mußten diesen Punkt betonen, denn viele von ihnen waren allmählich von Stufe zu Stufe emporgestiegen, waren Söhne von Bauern und Kleinbürgern und hatten dennoch als Mitglieder der „nobilitas literaria" eine den Adeligen gleichwertige Stellung errungen. Die Forderung, jeder sollte in seinem Stande bleiben, hatte nun einen anderen Inhalt bekommen. Man hielt es für erlaubt, in einen anderen Stand überzugehen. Aus dem Höker konnte ein Kaufmann werden, aus dem Magister ein Rektor. Aber wenn ein Höker lebte, als ob er Kaufmann wäre, ohne es doch zu sein, darin sah man sündhaftes Streben über den Stand hinaus. Im Stande bleiben hieß jetzt, den Grenzen sich einfügen, die durch den Idealtyp des Standes, den man gerade hatte, geboten waren.

Ein wesentliches Merkmal der Ständeordnung war ihre Neigung zum Äußeren, Sichtbaren, Konkreten. Den einzelnen Ständen kamen verschiedene Trachten zu. Genau vorgeschrieben war die Reihenfolge an der Tafel oder bei Umzügen. Bis ins allerkleinste waren allen höheren Ständen Titel zugeordnet, die in dickleibigen und oft aufgelegten Titularbüchern bis ins einzelne verzeichnet waren. Im gesellschaftlichen Leben galt nur der Stand, nicht die Person. Und gerade die Äußerlichkeiten des Ständewesens hielten sich am zähesten.

Das ganze deutsche Ständewesen des 16. Jahrhunderts beruhte im Grunde darauf, daß es der Seele des Bürgertums der Zeit so sehr entsprach. Dieses spätmittelalterlich-städtische Bürgertum brauchte einfache, faßliche Maßstäbe, es suchte in den Dingen — denn es wünschte, daß sie so wären — das Ruhige, Unveränderliche, und

es fürchtete Verwirrung und Umsturz. Es sann auf feste Formen und Grenzen, denn darin lag die Quelle seiner eigenen Kraft. Darum entsprach seinem Denken so sehr dies Weltbild der festen Grenzen. Alles ließ sich bequem in das Schema der Stände einordnen. Die Ordnung selbst war göttlich und unveränderlich. Man hatte Gott auf seiner Seite, wenn man den anfeindete, der nicht im Stande blieb. Ständisch leben bedeutete bürgerlich-einförmig leben und gefahrlos leben. Man fühlte sich beruhigt durch die Unveränderlichkeit der ständischen Welt, die durch ihre Gottgewolltheit für ewig gesichert schien. Immer wieder hörte man mit viel Ergötzen die Fabel, wie Gott unter die Kinder der Eva selbst die Stände verteilt hätte. Die ständische Welt mit ihren festen Grenzen und Umrissen war ein Denkbild, so klar gezeichnet, wie es das Bild der Wirklichkeit nie ist, gleichwie die Gemälde der Zeit alles deutlicher zeigen, als der Blick es in Wirklichkeit sieht, weil man die Dinge nicht malte, wie man sie sah, sondern wie man dachte, daß sie aussehen müßten. Aber alle Weltauffassung im Leben des einzelnen wie in dem eines Kulturkreises beginnt mit Umrissen und endet beim unendlichen Sfumato, und insofern war das ständische Weltbild des 16. Jahrhunderts als ein Bild der Umrisse eine einfache Form des Denkens und darum dem Bürgertum der Zeit angemessen.

Die Geltungskraft dieses ständischen Weltbildes war im 16. Jahrhundert in Deutschland fast unumschränkt. Selbst diejenigen, die ihrer geistigen Bildung nach am ehesten es hätten ablehnen können, die Humanisten, hingen ihm an. Und so kam es, daß Lobwasser, in dessen Schriften, besonders den Epigrammen, sich mancherlei Weltanschauliches findet, noch einmal dies ständische Weltbild ganz im Sinne des Volkes darstellte, obwohl er ein Gelehrter war. Seine Neigung zu allem Klaren und Abgegrenzten befähigte ihn in besonderem Maße dazu.

Über der ganzen Welt, gleichsam über der Spitze der Pyramide, steht für Lobwasser Gott. Damit beginnen seine Epigramme:

Geh deinen Weg
Auff rechtem Steg,
Beth, hoff auff Gott
In aller Noth,
Er wird dich führn
Vnd wol regiern,
Sein hülff vnd Beystand wirstu spührn.

Und ganz ähnlich heißt es in dem Liede „Allein zu Gott mein hoffnung steht“:

Stell deine hoffnung all zu Gott,
in aller noth
wirff auff jhn deine sorgen:
Er weiß wol was wir arme leut
bedörffen heut,
was wir bedörffen morgen.

Daß alles in der Welt durch Gott veranlaßt und geordnet ist, ist ihm die Grundtatsache der Welt, und sowohl in allen Epigrammen als auch in seinen übrigen Werken klingt das überall durch. Auch die menschliche Gesellschaft hat Gott geordnet, und zwar nach Ständen.

Ein jeder Standt,
Wie er genanndt,
Ist Ehren werth
Auff dieser Erd,
Wenn man den führt,
Wie sichs gebürth.

Die Stände sind auch für Lobwasser Idealtypen. Mag die Wirklichkeit diesen mitunter auch noch so wenig entsprechen, das ändert nichts an diesem idealen Ordnungsprinzip. Und darum ist auch bei Lobwasser seine ganze Kulturkritik Standeskritik und ertönt auch bei ihm die Klage, die das ganze Jahrhundert durchtönt: Man sollte seinem Stande gemäß leben, alles übel käme daher, daß man von dem Stande, wie er der Idee nach ist, abweicht:

Aber niemandt
Bedenckt sein Standt,
Drum stehts vbel im gantzen Land.

In dem Liede „Allein zu Gott" sagt er „Gib, Herr, all Ding mit massen". In Maßen leben heißt im Stande bleiben. Wer seinem Stande entsprechend lebt, lebt so, wie Gott es will. Als ein Vergleich der Idealbilder der Stände und der Wirklichkeit wird dann die ganze Ständebeschreibung durchgeführt, und die Wirklichkeit kommt dabei schlecht genug weg. Die Bauern sind roh, die Kaufleute wucherisch, die Beamten bestechlich, die Räte falsch, der Adel verschwenderisch, die Fürsten ziellos. Die Bierschenken tun Wasser ins Bier, die Fuhrleute finden ihren Hauptberuf im Fluchen, die Handwerksmeister lassen ihre Gesellen arbeiten, anstatt selbst etwas zu tun. Fast überall glaubt Lobwasser trostlose Verwilderung zu bemerken. An dem Standesprinzip selbst hat er nie einen Zweifel. Im Gegenteil, er erhofft von ihm sogar auf dem Wege über die Standesmoral eine Besserung der Zustände.

Der Stand der Obrigkeit und der Stand der Untertanen werden von ihm ähnlich wie von Luther streng geschieden.

Einer muß sein,
Der die gemein
Weißlich regier
Vnd richtig führ . . .

Den Herrschern und der Obrigkeit wird dann eine Darstellung ihres Standes, wie er sein sollte, teils auch mit Anspielungen darauf, wie er ist, in der Art der Fürstenspiegel entgegengehalten.

Keyser vnd Fürst
Nach fried stets dürst,
Kein Krieg anfang

Denn auß gezwang,
Die armen schutz,
Steure dem trutz . . .

Den Untertanen aber wird gesagt:

Der Obrigkeit
Gehorsam leist
Wie das Gott heißt.
Fürcht ihr gewalt,
Vnd der gestalt,
Daß er Gott mehr für Augen halt.

Auch die Geistlichen werden als eine Art Obrigkeit aufgefaßt, und es entspricht nur ganz der allgemeinen Auffassung des 16. Jahrhunderts, wenn sie als strafende Vorgesetzte gesehen werden. Daneben betont Lobwasser freilich immer wieder, daß sie tugendhaft sein und das, was sie predigen, vorleben sollten.

Sehr vernünftig, aber auch ganz im Rahmen des bürgerlichen Weltbildes gesehen, sind die wirtschaftlichen Ratschläge, die Lobwasser einflicht. Überall rät er zu sparen, das Geld zusammenzuhalten. So mahnt er, man solle in den ersten Jahren der Ehe besonders sparsam sein, auch solle man lange und gründlich überlegen, bevor man sich ein Haus baut. Die großen Ausgaben für Bier und Wein sowie für unnützen Tand, den die Kaufleute in den Handel bringen, macht er dem Bürgertum zum besonderen Vorwurf:

Bürger in Städten
Mehr bahrgelds hetten,
Wenn sie nicht söffen
Auff den bierhöffen
Vnd nicht hoch spielten,
Stets an sich hielten . . .

Und von den Kaufleuten sagt er:

Der Kauffleut gsuch
Verdient den Fluch,
Die losen tandt
Bringen ins Landt,
Das Gelt hinaus,
Vnd vberauß
Die Leut beschweren,
Die hoffart mehren:
Man soll billich den Dingen wehren.

In diesen vernünftig-klaren Anschauungen verrät sich der herzogliche Rat, der den Herrscher in Wirtschaftsfragen beriet. Seine ganze Zuneigung gehört dem Bürger, der

Sich redlich nehrt,
Nicht mehr verzehrt
Denn was Notdurft vnd Ehr begehrt.

Das Streben nach gerechter Beurteilung läßt Lobwasser die Stände nach ihrem Für und Wider von zwei Seiten betrachten. So beklagt er das harte Los der Bauern, verurteilt aber wieder ihre Bösartigkeit:

Den armen Bawr
Wird es Blutsawr,
Mit angst vnd Noth
Er kaum das Broot
Erwerben kan,
Noch ist der Mann
So böß dabey,
Daß ich glaub frey,
Daß es ein straffe Gottes sey.

Die Ansicht, daß Unglück eine Strafe Gottes sei — sowohl im Leben des einzelnen als in dem eines Standes und ganzen Volkes — ist von Lobwasser öfters ausgesprochen worden, besonders in den Liedern „Gebet in Krankheit", und „Allein zu Gott", in vielen Epigrammen und dem Programm zum Tode Herzog Albrechts. Sie entsprach einer dem 16. Jahrhundert vielfach geläufigen Anschauung.

Lobwassers Ständebeschreibung und Ständekritik ist als Ganzes von einem starken Pessimismus durchzogen. Doch nicht nur er, sondern alle ernsteren Naturen der Zeit zeigten diese Stimmung, und nicht ohne eine gewisse Berechtigung. Sie wußten noch, daß die ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts bessere Zeiten gewesen waren, und waren noch nicht so stumpf und eng, um sich darüber zu täuschen und zu verzichten. Die Mahnung, im Stande zu bleiben, entsprach nicht nur sittenrichterlicher Strenge, sondern dem Gefühl, daß ein Verfall vor sich ging. Und es war in der Tat so, daß in der zweiten Jahrhunderthälfte für das Bürgertum, das in breiten Schichten reich geworden, durch Kriege lange Zeit gar nicht und durch Seuchen nur wenig erschüttert, über seinen Stand hinaus praßte und protzte, eine Zeit des inneren Niedergangs gekommen war, die dann seine geistige Bedeutungslosigkeit im 17. Jahrhundert zur Folge hatte. Das Volk war ohne geistige Führer, denn die Geistlichen ergingen sich in Parteigezänk oder in schwierigen theologischen Untersuchungen, denen nur das höhere Bürgertum zu folgen imstande war, und die weltlichen Gelehrten, die Humanisten, konnten noch weniger dem Volke etwas geben, sie hatten längst das Streben verloren, Volksführer zu sein, und waren zu philologischer Versenkung und egoistisch-ästhetischer Standesdichtung gekommen. Das einzige Heilmittel, das man für alle Nöte der Zeit fand, war das, zu dem auch Lobwasser seine Zuflucht nahm: die Religion.

Wie Gott am Anfang seiner Betrachtung steht als Ursache der Welt und der Buntheit ihrer Stände, so steht er auch am Ende seines Gedankenganges. Als er in den Epigrammen alle Stände an sich

vorüberziehen läßt und ihre Fehler und ihr eitles Streben sieht, kommt ihm der Gedanke — und das ist das alte Totentanzmotiv —, wie nichtig sie alle im Hinblick auf das Ewige sind:

Das Menschlich Lebn
Ist gleich vnd ebn
Wie ein dünn Glaß —
Ja Wasserblaß —
So bald zerbricht
Vnd wird zu nicht
In kurtzer frist.
Drumb Wunder ist,
Daß man das Ewig so vergißt.

Auch bittere Worte fand er angesichts des Leides:

Lest vns denn Gott gleich wie das Vieh verderben?
Was lust hat er an vnser sterbligkeit?

Er tröstet sich dann aber mit dem Gedanken der Läuterung:

Selig vns Gott wil han, vnd durch trübsale
eingehen in sein reich . . . .

Über das „Memento mori", den Wahlspruch Herzog Albrechts, hat er sich nachdenklich-ernst in seinem Programm zu dessen Totenfeier ausgesprochen.

Alles Irdische ist ein Nichts. In schönster und schärfster Prägung hat er diesen Gedanken in dem Grabgedicht für sich selbst dargestellt, aber auch sonst kehrt er häufig bei ihm wieder:

Ade du welt mit deinem thun vnd wesen,
Mich lüstet deiner güter gar nicht mehr . . .
Reichtum thut nichts, nichts thut gros macht vnd ehr,
Ob ich schon hoch damit begabet wer,
So mus ich es doch endlich vbergeben . . .

Christentum und altdeutsche Bürgerkultur drücken sich in allen diesen Anschauungen aus, nicht aber humanistischer Geist. Es herrscht das ständische Weltbild und die christlich-bürgerliche Standesmoral. Man wird daran erinnert, daß Lobwasser ein Zeitgenosse von Hans Sachs und Jost Amman war, nicht aber daran, daß er ein Zeitgenosse und als Gelehrter auch Standesgenosse von Montaigne, Bodin, Ronsard und Tasso war. Der deutsche Humanismus war verbürgerlicht, gesellschaftlich durch seine feste ständische Einordnung zwischen Bürgertum und Adel, geistig durch seine Anerkennung dieser ständischen Ordnung. Lobwasser mit seinem geraden, innerhalb der Ständeordnung ordnungsgemäß aufsteigenden Lebenslauf, den er als Professor und Rat endigt — eine Stufe höher als die übrigen Hochschullehrer, eine niedriger als die adeligen Räte —, ist dafür durchaus bezeichnend. Es war die geistige Situation des deutschen Humanismus zu Lobwassers Zeit, daß er Wissensstoff des Gelehrten war, ohne gelebtes Leben zu werden, eine Tatsache, die am stärksten der Vergleich mit Italien offenbart.

Während in Deutschland noch allgemein das ständische Weltbild herrschte, hatte sich in Italien bereits völlig ein Eigenmenschentum durchgesetzt, das alle ständische Ordnung durchbrach. Dort sah man nur den einzelnen, während man in Deutschland noch in erster Linie den Stand, dann erst die Person sah. In Deutschland gab es um 1570 noch polizeiliche Kleiderordnungen, und jeder Stand hatte seine genau festgelegte Tracht, während in Italien bereits hundert Jahre früher sich jeder trug, wie er wollte. Italien hatte nicht wie Deutschland ein großes Mittelalter gehabt, dessen Kulturblüte aus der ständischen Ordnung ihre Kraft schöpfte, und dessen Formen daher lange nachlebten, und hatte eine Bevölkerung, die ohnehin weniger genossenschaftlich war. Darum hatten die italienischen Humanisten auch keinen festen Zusammenhalt, jeder von ihnen war ein uomo singolare und virtuoso, ein Einzelmensch, während die deutschen Humanisten eine feste Bildungsschicht waren, in engsten Beziehungen zueinander stehend. Der italienische Humanist führte ein gefährliches, abenteuerliches Leben — in Deutschland hatten ihm nur ein paar Frühhumanisten um 1500 darin geähnelt — und war seinem sittlichen Charakter und Lebenstempo nach völlig verschieden von den deutschen Humanisten, die sich als gehobener Bürgerstand konstituierten, in die gesellschaftlichen Formen und gesellschaftlichen Anschauungen des deutschen Bürgertums der Zeit sich völlig einfügend.

Das deutsche Bürgertum in seinen breiten Schichten lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch in der alten ständischen Auffassung der Gesellschaft und den Formen, die sich aus ihr ergaben, wenig gehindert durch die Neuerungen der Zeit, die neue Geldwirtschaft, die neue Staatsorganisation und die neue Natur- und Geisteswissenschaft. Die alte ständische Kultur mag die Ursache gewesen sein, daß es diese Neuerungen nicht würdigte, aber es konnte diese ständische Welt der festen Grenzen nichts aufgeben, ohne sich selbst aufzugeben, und es fühlte den Wert dieser altüberlieferten Formen, ihren sittlichen Ernst, ihre sozial-bindende Fähigkeit, den Wert ihrer Klarheit und ihre erzieherische Kraft zur Ordnung. Und vor allem: Es glaubte noch daran, daß diese Formen eine Beziehung von Gott und Welt herstellten, von Gott gewollt wären.

Das 17. Jahrhundert hat von dem ständischen Weltbilde im allgemeinen nur äußere Formen beibehalten. Als rein gesellschaftliche Gliederung blieb das Ständesystem bestehen, und der Adel, auf steter Hut vor Mesalliancen, entwickelte und betonte es in dieser Zeit noch mehr als früher. Der Glaube an die Stände und ihre Gottgegebenheit war die geistige Stütze des Absolutismus, die Grundlage der neuen höfischen Kultur und die Voraussetzung für den Aufschwung des Adels. Seinem Geiste nach wurde das ständische Weltbild zur gleichen Zeit aber aufgelockert. Es war die Zeit, in welcher in Deutschland die Lust zum Abenteuer wieder groß

wurde, der Abenteurer Romanheld wurde und Fortuna seine Göttin, in welcher Bauernsöhne zu Heerführern aufstiegen und auf allen Kulturgebieten ein unbürgerlicher Zug sich bemerkbar machte. Man begann zu fühlen, daß die Welt ein ewiger Fluß ist, und die Malerei hob die Konturen auf. Auch von der Seite der Gelehrten her, durch die Theorien des Naturrechts und der Volkssouveränität, wurde das ständische Gesellschaftsbild erschüttert. In den unteren Volksschichten lebte aber die Bürgerkultur des 16. Jahrhunderts noch fort, und die alten Ständebeschreibungen wurden noch oft aufgelegt und neue kamen hinzu, ganz in der Art der älteren bleibend. Und mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts kam dann wieder eine Zeit vorherrschend bürgerlichen Geistes und bürgerlicher Formen.

Ständischer und individueller Geist, volkstümliche und humanistische Kultur haben in den verschiedensten Verbindungen seit Renaissance und Reformation das deutsche Geistesleben durchzogen. In der Mitte und zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts standen die Gegensätze noch unverarbeitet nebeneinander, bedrückend für eine Generation, in der kein überragender Geist das erlösende Wort fand. Die Humanisten dieser Zeit waren im Gegensatze zu den eigenwillig-frischen Frühhumanisten der Zeit eines Celtis und zu den höfisch-weltmännischen Spähumanisten der Zeit eines Opitz Vertreter eines bürgerlichen Gelehrtenstandes. Auch Lobwassers Leben und Werke haben sich ganz diesem Rahmen eingefügt.

Bibliographie der Schriften Lobwassers.

1. Ambrosius Lobwasser, Sylvula carminum. Leipzig 1548. 8°. — Nur erwähnt bei Zedler, Universal-Lexicon Bd. 18 (1738), 68, einer Quelle, die nicht immer zuverlässig ist. Es ist mir nicht gelungen, ein Exemplar des Werkes irgendwo festzustellen.

2. Sermo versibus compraehensus et habitus ab Ambrosio Lobassero Magistro bonarum artium, cum novis magistris scolastici honores decernerentur Lipsiae, anno M.D.XLIX. Huic addita est, Forma declarationis et renuntiationis illorum. Lipsiae in officina Valentini Papae.

12 Bl. in gr. 8°. — U.-B. Halle, enthalten in dem Sammelband Nh 1217, mit der handschriftlichen Bezeichnung Nr. 18 auf dem Titel. Außerdem ebenda die — wohl ältere — Signatur C 1 2807.

3. (Akademisches Programm zum Tode Herzog Albrecht I. von Preußen im Jahre 1568).

Neudruck: Acta Borussica ecclesiastica, civilia, literaria. Königsberg und Leipzig. 1 (1730), 752—760. Mit der Ueberschrift: Academisches Programma, welches der damalige Rector Magnificus D. Ambrosius Lobwasser bey dem Begräbniß des alten Herzogs Albrecht und seiner Gemahlin publico nomine herausgegeben hat.

4. (Zwei Grabgedichte für Albrecht I. von Preußen und ein Grabgedicht für seine Gemahlin Anna Maria.)
Abgedruckt in: Acta Borussica 1 (1730), 709—711; 713.

5. Der Psalter deß Königlichen Propheten Dauids, in deutsche reymen verstendiglich vnd deutlich gebracht.. Durch den Ehrnuesten Hochgelarten Herrn Ambrosium Lobwasser, der Rechten Doctorn vnd Fürstlicher Durchlauchtigkeit in Preussen Rathe. Leipzig 1573.

Zwei Teile in 8°. — U.-B. Göttingen; U.-B. Leipzig. Erster Teil St.-B. Berlin Eh 3024. — Spätere Drucke des Psalters gibt es mehr als hundert. Viele von ihnen sind angegeben in: Ph. Wackernagel, Bibliographie zur Gesch. d. dt. Kirchenliedes im 16. Jahrh. (1855) und in: Joh. Zahn, Die Melodien d. dt. ev. Kirchenlieder 6 (1898). Das vollständigste Verzeichnis der Drucke enthält zur Zeit die Kartothek des Auskunftsbüros deutscher Bibliotheken in Berlin. — Der Urausgabe getreu nachgedruckt sind die Vorrede des Werkes bei Ph. Wackernagel, Bibliographie d. dt. Kirchenliedes (1855), 645 ff. und einige Psalmen in Ph. Wackernagel, Das dt. Kirchenlied 4 (1874), Nr. 1236—1250[10]).

6. (Einige Verse Lobwassers in:) Prussia, das ist des Landes zu Preussen, Welches das herrlichste Theil ist Sarmatiae Europeae, Eigentliche vnd Wahrhafftige Beschreibung ... Durch Casparum Hennebergerum, Erlichensem. Königsberg 1576.

Facsimile-Neudruck: Caspar Hennebergers Große Landtafel von Preußen. In 9 Blättern. Von Neuem in der Größe des Originals herausgegeben durch die königlich physikalisch-ökonomische Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. im Jahre 1863. Fol.

7. Bewerte Hymni Patrum, vnd anderer Gottseliger Menner, welche durchs gantze Jar in der Kirchen Christi gesungen werden, zu nutz den einfeltigen Christen aus dem Latein ins Deutsche mit gleichen Reimen gebracht, durch D. Ambrosium Lobwasser. Leipzig, Bey Hans Steinmann. 1579.

9 Bl. Vorrede, 314 S., 5 Bl. Register. 8°. — U.-B. Königsberg; St.-B. Berlin Eh 3092.

S. 113—211: Catechetica Vnd sonst Geistliche gesenge vnd Gebete aus der heiligen schrifft gezogen. Durch D. Ambrosium Lobwasser. — S. 211—294: Die Disticha Stigelij vber die Sontags euangelia des gantzen jars, mit vier versen in das deutsch gebracht, vnd seind die ersten zween Vers zehenfilbig, die anderen achtsilbig, zum teil vberschüssig. Gleicher gestalt die Disticha D. Joachimi Beust in achtsylbige vers gebracht, stehen vnter den Figuren.

Neudruck zahlreicher Lieder daraus: Wackernagel, Das dt. Kirchenlied 4 (1874), Nr. 1251—1301. — Neudruck der Vorrede des Petrus Sickius: Wackernagel 1 (1864), 853—854.

---

10) Einer der späteren Drucke des Psalters ist: Psalmen Davids, Nach Frantzösischer melodey vnd reimen art, in deutsche reimen gebracht: Durch Ambrosium Lobwasser, D. Sampt etlichen andern Psalmen vnd Geistlichen Liedern. Gedruckt zu Amberg M.D.XCVII. — Schlußblatt: Gedruckt in der Churfürstlichen Statt Amberg durch Michael Forster. — 364 S. in 12°. — Berlin St.-B. El 1310. — Von diesem Drucke besitzt die Bibliothek zu Gotha ein Exemplar, das erst mit S. 29 beginnt und am Ende die handschriftliche Jahreszahl 1563 trägt. Die Bibliothek führte es bisher unter dem Titel „Ambrosius Lobwasser, Ambergisches Gesangbuch 1563". Unter diesem Titel nahm es demzufolge auch Ph. Wackernagel in seine Bibliographie d. dt. Kirchenliedes (1855) S. 329 auf, und das erweckte den Eindruck, es sei ein früher als der Psalter erschienenes und von diesem verschiedenes Werk Lobwassers. In Wirklichkeit ist es aber nur ein späterer Druck des Psalters und das Gothaer „Ambergische Gesangbuch 1563" ohne Titelblatt ist identisch mit dem Psalmendruck Amberg 1597, von dem die Berliner Staats-Bibliothek unter der Signatur El 1310 ein vollständiges Exemplar besitzt.

8. Ein Tragoedia Von der Entheuptung S. Johannes des Teuffers, Calumnia genannt, erstlich durch Georgium Buchanan lateinisch gemacht vnd darnach aus dem latein in deudtsche reim gebracht durch D. Ambrosium Lobwasser.

Ohne Orts- und Jahresangabe. 8°. — St.-B. Berlin Yq 151.

Nicht auffinden konnte ich den Druck, der angeführt ist bei G. Draudius, Bibliotheca Librorum Germanicorum classica Frankf. a. M. 1611. 4°. (Am 5801a). S. 529. Sowie bei Joh. Chr. Gottsched, Noethiger Vorrath z. Gesch. d. dt. dramat. Dichtkunst. Lpz. 1757. S. 120 und K. Goedeke, Grundriß z. Gesch. d. dt. Dichtung 2 (1886), 173; Georgi Buchanani Tragoedia von der Enthauptung Johannis, genannt Calumnia, auß dem lateinischen ins Teutsche vertirt durch Ambr. Lobwasser. 1583. 4°.

9. Emplastrum auff der edlen Teutschen Nation unchristliche Gesundheitstränke .. durch Ambrosium Lobwasser. Rinteln.

Ohne Jahreszahl. 8°. — Provinzialbibliothek Hannover IV 9 B.

10. Biblia, darinnen die Summarien aller Capittel der gantzen heiligen Schrift mit sonderlichem fleis in deutsche Reim verfasset Durch Ambrosium Lobwasser D. Leipzig. Gedruckt bey Hans Steinmann. In vorlegung Henningi Grosen, Buchhendlers. Anno 1584.

2 Teile in 8°. — St.-B. Berlin Yh 5581; U.-B. Münster; U.-B. Göttingen.

11. Epigramme:

a) in: Caspar Henneberger, Erklerung der Preüssischen grösseren Landtaffel oder Mappen ... Aus Alten und Newen Scribenten colligiret. Königsberg 1595.

Folio. — St.-B. Berlin Sz 3197; U.-B. Halle; U.-B. Bonn; U.-B. Münster; U.-B. Göttingen; U.-B. Greifswald; U.-B. Königsberg; Privatsammlung Dr. August Trunz-Allenstein.

b) H. D. Ambrosij Lobwassers zierliche nützliche vnd artige Deutsche Epigrammata Von allerley Ständen vnd Leuten in gemein. Jetzo mit fleiß aus etzlichen Büchern vnd Bibliotheken zusammen gebracht vnd vermehret durch J. A. H. T. Leipzig, Gedruckt durch Lorentz Kober, in vorlegung Thomae Schürers 1611.

8°. — St.-B. Berlin Yh 7971. —

c) Ambrosij Lobwassers .. Deutsche Epigrammata .. Leipzig 1634.

U.-B. Göttingen.

12. (Grabgedicht auf sich selbst:)

Abgedruckt in: Melchioris Adami Vitae Jureconsultorum Politicorum Germanorum. Heidelberg 1620. S. 269. (Berlin St.-B. Fk 930.) — Acta Borussica 2 (1731), 706—707. — Ed. Em. Koch, Gesch. d. Kirchenliedes u. Kirchengesanges I, 2 (1867), 395. —

Literatur zu Lobwassers Leben und Schriften.

Bei alten und seltenen Werken ist, sofern sie sich auf der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin befinden, die Signatur in Klammern hinter den Titel gesetzt, sofern sie sich in einer anderen Bibliothek befinden, diese in Klammern genannt.

Lobwassers Leben: Joach. Cimdarsus, Cursus vitae .. A. Lobwasseri. Regiom. 1585. — M. Laurentius Cursor, Lebenslauff D. A. Lob-

wassers. Königsberg 1587. — Beides ist neu gedruckt in: Acta Borussica eccles., civilia, literaria 2 (1731), 688—712. — Vitae Germanorum Jureconsultorum.. a Melch. Adamo. Haidelberge 1620. S. 267—270. — Chr. Hartknoch, Preuß. Kirchen-Historia. Frankf. a. M. 1686. S. 498 ff. — Stadt- u. Berg-Chronica der Stadt Schneeberg von Chr. Melzer. Schneeberg 1716. S. 605 (wo aber an Stelle von Ambrosius Lobwassers Lebensdaten die seines Bruders Paul stehen) und 652. — Gottfr. Arnold, Kirchen- u. Ketzerhistorien 1 (1740), 736. — Dan. Heinr. Arnold, Historie der Königsbergischen Univ. 2 (1746), 229 f., 240 f., 250. —

Die Schreibarten des Namens Lobwasser: Melzer, Chronica der Stadt Schneeberg (1716), 406, 427. — Lobwasser, Sermo. Leipzig 1549. Titelblatt. — Die Matrikel d. Univ. Leipzig bis 1559. Hrsg. v. G. Erler. Bd. 3. (Cod. dipl. Sax. reg. 2,18.) Lpz. 1902. S. 508. — Die Matrikel d. Univ. Königsberg hrsg. v. G. Erler. 3 (1917), 255. —

Die Familie Lobwasser: Melzer 406, 427, 428, 475, 478, 611, 1329. — Carmina nuptialia in honorem Pauli Lobwasseri. Lipsiae 1588. Blatt A 3. (Xe 250). — Die Matrikel d. Univ. Leipzig bis 1559. Bd. 3. (1902), 508. — Die jüngere Matrikel d. Univ. Leipzig. Hrsg. v. G. Erler. 1. Lpz. 1909. S. 270. — Die Matrikel d. Univ. Königsberg. Hrsg. v. G. Erler. 1 (1910), S. 51; 78. —

Der Schneeberger Steiger Fabian Lobwasser: Melzer 456, 605. — Carmina nuptialia A 3, 1. — Act. Boruss. 2 (1731), 708. — Der Leipziger Professor Paul Lobwasser: Lpz. ältere Matr. 3 (1902), 508. — Chr. G. Jöcher, Gelehrten-Lex. 2 (1750), 2484. — Melzer 456, 605. — Zedler, Universal-Lex. 18 (1738), 68. — Carmina nupt. A 3, 2. — C. Laverrenz, Die Medaillen u. Gedächtniszeichen d. dt. Hochschulen 1 (1885), 293. — A. Stölzel, Die Entw. d. gel. Richtertums in d. dt. Territorien 1 (1872), 166, 231. — Michael Lobwasser: Carm. nupt. A 3, 2. — M. Adam (1620), 329. Ende der Grabschrift. — Act. Boruss. 2, 707. — Ambrosius Lobwassers Neffe Fabian: Carm. nupt. A 2. — Adam 270. — Matr. d. Univ. Königsberg hrsg. v. G. Erler 1 (1908), 60, 90. — Jüngere Matr. d. Univ. Lpz. 1 (1909), 270. —

Lobwasser in Schneeberg und das geistige Leben des Erzgebirges: Act. Boruss. 2, 708 f. — Chr. Melzer (1716). — Die ältere Matr. d. Univ. Lpz. 3, 770 f. — Chr. W. Spieker, Lebensgesch. d. Andr. Musculus (1858). — Jos. Nadler, Literaturgesch. 2 (1923), 229—240. —

Lobwasser in Leipzig und das Leipziger Geistesleben der Zeit: Die ält. Matr. d. Univ. Lpz. Hrsg. v. G. Erler, Lpz. 1895—1902. 3. Bd. Darin über Lobwassers Tätigkeit an der Hochschule insbesondere Bd. 2 (1897), 636—714. — Lobwasser, Sermo. Lpz. 1549. — Act. Boruss. 2, 709. — Nadler, Literaturgesch. 2 (1923), 210—229. — G. Witkowski, Gesch. d. literar. Lebens in Lpz. (1909). — O. Kämmel, Gesch. d. Lpz. Schulwesens (1909). — C. C. Gretschel, Die Univ. Lpz. Dresden 1830. — Fr. Zarncke, Aufsätze und Reden (1898), 75—96. — Bibliographie d. dt. Univ. v. Erman u. Horn 2 (1904), 653 ff. —

Lobwassers französische Reise und rechtswissenschaftliche Ausbildung: Als Quelle kommt, da die Matrikeln von Löwen, Paris und Bourges für diese Zeit nicht gedruckt sind, einzig Cimdarsus in Act. Boruss. 2, 709—710 in Betracht. Die Zeit der Abreise ist durch die Lpz. Matrikel (Bd. 2. Hrsg. v. G. Erler. Lpz. 1897) und Lobwassers „Sermo“ (Lpz. 1549) festgelegt. Im Winter 1548/49 las Lobwasser zum letzten Male in Leipzig, im April 1549 druckte er fast überstürzt den „Sermo“. Das nächste

urkundlich bezeugte Datum ist erst die Eintragung in Bologna 1561. — Über die Rechtsfakultät in Löwen zu Lobwassers Zeit: M. Wesenbeck, Oratio de Mudaeo. Witeb. 1572. — Über die Rechtswissenschaft an den von Lobwasser besuchten Hochschulen und die rechtswissenschaftliche Ausbildung in jener Zeit: R. Stinzing, Gesch. d. dt. Rechtswiss. 1 (1880). — Fr. Heinemann, Der Richter u. d. Rechtspflege i. d. dt. Vergangenh. Monogr. z. dt. Kulturgesch. 4 (1900). — Claudius v. Schwerin, Dt. Rechtsgesch. 1915. — R. Stinzing, Ulrich Zasius (1857). — A. Stölzel, Die Entw. d. gel. Richtertums in den dt. Territorien (1872). — G. v. Below, Die Ursachen der Rezeption d. röm. Rechts in Dtschld. Histor. Bibliothek 19. (1905). — J. Janssen, Gesch. d. dt. Volkes 1 (1897), 548—579; 2 (1893), 258—275. — Ztschr. f. Gesch. d. Erzieh. u. d. Unterr. 21 (1931), 26—27, 47, 49. — Werke des 16. und 17. Jahrhunderts, die die Rangverhältnisse der Juristen behandeln, sind aufgezählt bei Erman-Horn, Bibliogr. d. dt. Univ. 1 (1904), 270 ff. —

Lobwasser im Dienste der Burggrafen von Meißen: Melzer 605. — Act. Boruss. 2, 699; 711. — Über die Burggrafen Heinrich VI. und Heinrich VII. von Meißen: Tr. Märcker, Das Burggrafthum Meißen. Lpz. 1842. S. 373 ff. — K. A. Limmer, Gesch. d. Voigtlandes 3 (1827), 952 ff.; 4 (1828), 961 ff. — Illustre Stemma Ruthenicum, Das ist Reuß-Plauische Stamm-Tafel. Schleitz 1684. (Verf.: Petr. Beckler). S. 135—252.

Lobwasser in Bologna: Act. Boruss. 2, 711. — Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis ed. E. Friedländer et C. Malagola. Bln. 1887. S. 338. — Über Bologna: G. Steinhausen, Gesch. d. dt. Kultur 2 (1913), 183.

Lobwassers Berufung nach Königsberg: Joh. Voigt, Briefwechsel d. berühmtesten Gelehrten d. Zeitalters d. Ref. mit Herzog Albrecht. Kbg. 1841. S. 135 f. — Act. Boruss. 2, 711. —

Die Stadt Königsberg zur Zeit Lobwassers, ihre Hochschule und ihr späthumanistischer Gelehrtenkreis: Acta Borussica. 3. Bd. Kbg. u. Lpz. 1730—1732. — Erleutertes Preußen. 5. Bd. Kbg. 1724—1726, 1728, 1742. — Das Gelahrte Preußen. Thorn 1722—1724. — G. Chr. Pisanski, Pr. Literärgesch. Hrsg. v. R. Philippi. 1886. — K. Lohmeyer, Herzog Albrecht. Danzig 1890. — C. A. Hase, Herzog Albrecht und sein Hofprediger. Lpz. 1899. — J. Nadler, Literaturgesch. 2 (1923), 269—280, 588—590. — L. v. Baczko, Gesch. v. Königsberg. Kbg. 1804. — H. Ehrenberg, Die Kunst am Hofe der Herzöge von Preußen. Lpz. u. Bln. 1899. — Archiv f. Gesch. d. Buchhandels 18 (1896), 29 ff. — Altpr. Monatsschr. 1 (1864), 215 ff.; 22 (1885), 91 ff.; 33 (1896), 202—216. — O. Rautenberg, Ost- u. Westpr. Lpz. 1887. — Altpr. Bibliographie für 1896—1906. Kbg. 1898—1909. — Ztschr. d. Westpr. Geschichtsvereins. Heft 47 (1904), 41—64: H. Freytag, Der preußische Humanismus bis 1550. — G. Ellinger, Die neulat. Lyrik Deutschlands in der 1. Hälfte d. 16. Jahrhunderts. (1929), 290—306. — Neue Preuß. Provinzialblätter. 3. Folge 8 (1861), 1—48, 93—102. — A. Ulbrich, Gesch. d. Bildhauerkunst in Pr. 1926—1929. — E. A. Hagen, Gesch. d. Theaters in Pr. 1854. — Über Ansätze der Volksdichtung: Erleutertes Preußen 1, 17 und 4, 743. — Über die Hochschule vor allem: D. H. Arnold, Historie der Kbg. Univ. 1746. — Die Matrikel d. Univ. Königsberg. Hrsg. v. G. Erler. 3. Bd. 1908—1917. — Über die Verfassung der Hochschule: Th. Muther, Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter d. Reformation (1866), 31—63. — Über die einzelnen Mitglieder des Kbg. Späthumanistenkreises: G. C. Pisanski, Literärgesch. (1886). — Chr. G. Jöcher, Gelehrtenlex. (1750—1751) und Adelung-

Rotermund, Fortsetzung zu Jöchers Gelehrtenlex. 1784—1819. — Allg. Dt. Biogr. 1875—1912. — Herzog, Realenzyklop. f. protest. Theol. 1897—1913. — K. Goedeke, Grundriß z. Gesch. d. dt. Dichtung. 2 (1886). —

Lobwassers Tätigkeit an der Königsberger Hochschule: Acta Borussica 1, 752 ff.; 2, 699 f. — Matr. d. Univ. Kbg. 1 (1910), 33, 38, 42, 47, 55, 66. — D. H. Arnold, Hist. d. Kbg. Univ. 2 (1746), 229f., 240 f., 250. — C. A. Hase, Herzog Albrecht u. sein Hofprediger (1879), 392. — Chr. Hartknoch, Pr. Kirchenhist. (1686), 498 ff. — Über die Pest in Preußen 1564—1568: Neue Preuß. Provinzialbl. 3. Folge 8 (1861), 32 ff. —

Lobwasser als Beisitzer am Hofgericht und fürstlicher Rat: C. A. Hase 339. — Acta Borussica 1 (1730), 89; 2 (1731), 477. —

Rechtszustände in Preußen: Landes Ordnung des Herzogthums Preußen. Kbg. 1577. 4°. (Gu 1650). — Hoffgerichts-Ordnung des Hertzogthumbs Preussen: Von dem Fürsten.. Georgen Friderichen.. in Preussen.. 1583. Königsberg. 4°. (Gu 1650). — G. Chr. Pisanski (1866), 181 ff. — K. Faber, Pr. Archiv 1 (Kbg. 1809), 155—185. — W. v. Brünneck, Zur Gesch. d. Grundeigentums in Ost- u. Westpr. 3 Bd. Bln. 1891—1896. — Zur allg. Entwickelung des Rechtswesens in der Zeit: A. Stölzel, Die Entw. d. gel. Richtertums (1872), 235—364. — G. v. Below, D. Rezeption d. röm. Rechts (1905). — F. Heinemann, Der Richter (1900). — J. Janssen, Gesch. d. dt. Volkes 1 (1897), 548 ff., 2 (1893), 258 ff. —

Lobwassers Bildnis: P. Freher, Theatrum virorum clarorum. Norib. 1688. Tafel 40, zwischen S. 868 und 869. — Acta Borussica. 2. Bandes 5. Stück, Titelbild; dazu S. 706 und Bd. 1, S. 767. — Lobwassers Grabmal: Chr. Hartknoch (1686), 498. — Acta Borussica 2, 706 f. — R. Dethleffen, Die Domkirche in Kbg. (1912), 96. — Lobwassers Wappen: Melzer, Schneebergische Chronica (1716), 1085. — Lobwassers Handschrift ist erhalten in dem alten Matrikelbuch der Kbg. Universität in den Eintragungen während seiner Rektoratsjahre. Dazu: Die Matr. d. Univ. Kbg. Hrsg. v. G. Erler. 1 (1910), S. XIX. —

Zu Lobwassers Leipziger Gedicht „Sermo" von 1549: Leipziger ältere Matrikel 2 (1897), 704 f. — Über lateinische Gedichte zu Hochschulfeiern: Lat. Literaturdenkm. d. 16. u. 17. Jhs. 7. Dt. Lyriker d. 16. Jhs. Hrsg. v. G. Ellinger (1893), S. XIV. —

Zu Lobwassers Königsberger Hochschulprogramm zum Tode des Herzogs und der Herzogin 1568: Fr. Sam. Bock, Leben und Taten Herzog Albrecht d. ä. Kbg. u. Lpz. 1750. S. 474.

Zum Psalter: Die frz. Erstausgabe, nach welcher Lobwasser übersetzte: Les pseaumes mis en rime francoise par Clement Marot et Theodore de Beze. Lion 1562. — Neudr.: Le psautier Huguenot pulb. par. H. Expert. Paris 1902. — Allg. Dt. Biogr. 19 (1884), 56 ff. Art. „Lobwasser". — Herzog, Realenzyklop. f. protest. Theol. 11 (1902), 568 ff. Art. „Lobwasser" und 16 (1905), 214 ff. Art. „Psalmenmelodien". — C. v. Winterfeld, Der ev. Kirchenges. 1 (1843), 238—265 und S. 25—37 der Notenbeilagen; 2 (1845), 218 f. — F. Bovet, Histoire du psautier. Paris et Neuchatel 1872. — Sal. Kümmerle, Enzyklop. f. ev. Kirchenmus. 2 (1890), 754 ff. Art. „Der Liedpsalter der ref. Kirche". — Ph. Wolfrum, Die Entstehung und Entwickelung d. dt. ev. Kirchenliedes. 1890. — G. C. Pisanski, Literärgesch. (1886), 208 f. — Chr. Aug. Salig, Historie der Augsburgischen Confession 2 (1733), 774. (Df 3739). — G.

Müller, Gesch. d. dt. Liedes (1925). — A. Heusler, Dt. Versgesch. 3 (1929), 112 ff. — Am ausführlichsten: Euphorion. Ztschr. f. Literaturgesch. 29 (1928), 578—617. —

Zu dem Werke „H y m n i P a t r u m": Die Vorlagen zum ersten Teil sind neugedruckt in: Ph. Wackernagel, Das dt. Kirchenlied 1 (1864). — Über die lutherische Hymnendichtung: G. Ellinger, Gesch. d. neulat. Lit. Deutschlands 2 (1929), 150—178. — Lat. Literaturdenkm. d. 16. u. 17. Jhs. 7. Dt. Lyr. d. 16. Jhs. Hrsg. v. G. Ellinger. 1893. S. VII f. — Camerarius: A. D. B. 3 (1876), 720 ff. — Bonn: Goedeke 2 (1886), 720 ff. — Fabricius: A. D. B. 6 (1877), 510 ff. — Die Vorlagen zum dritten Teil: Disticha in evangelia dominicalia memoriae causa conscripta. D. Haloni Amsvero Frisio, Christi praeconi sincero Iohannes Stigelius dedicavit. Vitebergae. o. J. 8°. (Xc 506). — Joachim Beust, Christiadum libellus ad Augustum Ducem Saxoniae. Vitebergae 1570. (Bh 5556). — Über Stigelius: Goedeke 2 (1886), 94 f.; über Beust ebd. 116. — Einiges auch bei G. C. Pisanski (1886), 209. —

Zur „E n t h e u p t u n g J o h a n n i s": E. A. Hagen, Gesch. d. Theaters in Preußen (1854), 32. — Über Buchanans „Calumnia": W. Creizenach, Gesch. d. neueren Dramas 2 (1901), 427—429. — P. Hume Brown, G. Buchanan (1890), 121—125. — O. Thulin, Johannes d. T. im geistl. Schauspiel. 1930. — Euphorion 32 (1931), 248. — Ch. H. Herford, Studies in the literary relations of England and Germany. Cambridge 1886. S. 98 ff., 114 ff. — Methodisch wichtig für den Vergleich von Lobwassers Stück mit der lat. Vorlage: R. Alewyn, Vorbarocker Klassizismus u. antike Tragödie. Heidelbg. 1926. — Paul Stachel, Seneca und das dt. Renaissance-Drama. Palaestra 46. 1907. — Eine andere dt. Übersetzung des „Baptistes" ist: Cleophas Distelmayer, Baptistes. 1585. Hs. 66 Bl. 4°. Heidelberg Hs. 377. Goedeke 2 (1886), 385. — Von dt. Übersetzern des anderen Dramas von Buchanan, des „Jephthes", führt Goedeke an: J. Bitner 1569 (Goedeke 2, 390), M. Steier 1571 (2, 384). G. Dedeken 1595 (2, 403) und H. Nicephorus 1604 (2, 397). Davon besitzt die Staats-Bibliothek Berlin: Steier Yp 8320 und Nicephorus Yq 146. Über Bitner handelt W. Scherer in der A. D. B. 2, 683. Die Kartothek des Auskunftsbüros deutscher Bibliotheken verzeichnet ferner eine dt. Übers. Straßburg 1582 (U.-B. München P. lat. rer. 797) und: Ein newe Tragödie von dem Gelübde Jephtae .. übertr. von Joh. Titelius. Alten Stettin 1592. 8°. (Stadtbibliothek Danzig). —

Zu den B i b e l s u m m a r i e n: Gervinus, Gesch. d. dt. Dichtung 3 (1872), 53. — Über die Holzschnitte: K. G. Nagler, Die Monogrammisten 4 (1871), 364. — Über den Drucker: Fr. Kapp, Gesch. d. dt. Buchhandels bis ins 17. Jh. (1886), 158. — Andere Summarienwerke: Veit Dietrich, Summaria .. Wittnberg 1541 (A. T.) und 1544 (N. T.). 4°. — Biblia für den gemeinen Man, durch Christophorum Cornerum Fribergensem. Dreßden 1568. 4°. (Yh 3771). — Der Layen Biblia ... durch Jacob Freydang, Carinthum. Francff. a. M. 1569. 2°. (Yh 3871). Dies Summarienwerk hat am ehesten Ähnlichkeit mit dem Lobwassers. Lebhafte Holzschnitte, durchgehend Knittelverse. — Parva Biblia .. durch Gregorium Scholastken den Eltern .. Jehna 1626. 8°. (Yi 96). — Joh. Paludanus, Kleine Bibel. Tüb. 1589. Goedeke 2, 171. — Urbanus Freudemannus, Argumenta in singula evangelia .. versu elegiaco reddita. Wittenberg 1571. — Andreas Calagius, Tetrasticha Textuum .. Kurtze Summarien der Evangelien. Lignicii 1602. 8°. (Xd 10 605). — Joh. Georg Groß, Die gantze Bibel .. in summarische Rhythmen .. versetzt. Basel 1621. 12°. (Yh 9846). — Dazu: H. Beck, Die Erbauungslit. d. ev. Kirche Deutschlands 1

(1883), 149 ff., 291. — P. Althaus, Forschungen zur ev. Gebetslit. (1927), 55 ff. — Herzog, Realenzyklop. f. protest. Theol. 3 (1897), 179 ff. Art. „Bibelwerke". — H. Beck, Die religiöse Volkslit. (1891), 112 ff. — G. Draudius, Bibl. libr. German. classica. Francof. a. M. 1611. S. 30. —

Zum „Emplastrum": Über Lobwassers persönliche Mäßigkeit Camerarius in: J. Voigt, Briefwechsel Herzog Albrechts (1841), 136. — Sein Eintreten dafür: Epigrammata (1611), Abteilung „Bürgerstandt", Epigr. Nr. 2, 8, 17, 18: „Von Sünd und Lastern" Nr. 9. — Über die Trinksitten der Zeit: W. Bode, Kurze Gesch. d. Trinksitten u. Mäßigkeitsbestrebungen in Dtschld. 1896. S. 1—23, 196—205. — Joh. Janssen, Gesch. d. dt. Volkes Bd. 8 (1894), 256—282. — G. Steinhausen, Gesch. d. dt. Kultur 2 (1913), 92 f., 99, 163, 226 f., 231 f. — Trunkenheitslit.: Vierteljhschr. f. Lit. gesch. 2 (1889), 481—516. — W. Stammler, Von der Mystik zum Barok (1927), 415 ff., 520, 570. — O. Taubert, Melissus. Progr. Torgau 1866. — Jus Potandi oder Deutsches Zechrecht. Nach dem Orig. von 1616 hrsg. v. M. Oberbreyer. Heilbr. 1883. — Von dem schweren Mißbrauch des Weins. Nach dem Orig. des J. Moyß von Aßmannshausen neu hrsg. v. M. Oberbreyer. Heilbr. 1883. — Merker-Stammler, Reallex. d. dt. Literaturgesch. 1 (1925/26), 463 bis 466. — Zahlreiche, wenig bekannte Vers-Traktate enthält die Berliner Staats-Bibliothek, Abt. Yh. —

Zu Lobwassers Epigrammen: 1. Epigrammsammlungen im 16. Jahrhundert: Merker-Stammler, Reallex. 1 (1925/26), 307 f.; 2 (1926/28), 491 f. — Bibl. älterer dt. Übers. 2—5. Griech. Epigr. in dt. Übers. d. 16. u. 17. Jhs. Hrsg. v. M. Rubensohn (1897). — J. G. T. Gräße, Allg. Literärgesch. 3, 1 (1852), 1138—1140; 3, 2 (1853), 796—798. — Album Familiare: Stammenbuch: Siue, Disticha, moralia Latinograeca et germanica. Francoforti 1587. 12°. (Nv 7660). — 2. Zum ersten Teil der „Epigrammata", über Gesellschaftsordnung und Berufsstände handelnd: Vincentius Bellovacensis, Bibliotheca mundi, Tomus secundus, qui speculum morale (Druckfehler, soll heißen: doctrinale) inscribitur. Duaci 1624. Fol. (A 4097). — Die vielen alten, in Berlin vorhandenen Ausgaben des Rodericus Zamorensis verzeichnet E. Voullième, Berliner Inkunabeln. Beiheft z. Zentralblatt f. Bibliothekswesen 30 (1906), und 49 Nachtrag (1927). — Albrecht von Eyb, Spiegel der Sitten. 1511. Fol. (Yz 4088). — Ellen Breede, Studien zu den Totentanztexten (Mit Bibliographie). — Schachztg. 25. Lpz. 1870. S. 7 ff. — K. Th. Saul, Studien zu Meister Stephans Schachbuch. Diss. Münster 1926. Mit Bibliogr. d. Schachbücher. — Das Schachzabelbuch Kunrats v. Ammenhausen. Hrsg. v. F. Vetter. 1892. — Lehrhafte Lit. des 14. u. 15. Jhs. 1. Teil. Weltliches. Hrsg. v. F. Vetter. Kürschners Dt. Nat.-Lit. 12,1. — Fastnachtspiele aus dem 15. Jh. Hrsg. v. A. v. Keller. Teil 2. 1853. S. 613 ff. — H. Sachs, Eygentliche Beschreibung aller Stende. Frankf. a. M. 1568; Neudr.: Jost Ammans Stände u. Handwerker. München 1884. — Hartmann Schopper, Panhoplia omnium mechanicarum aut artium. Frankf. a. M. 1568. 8°. (Xd 4884). — Th. Garzoni, La Piazza universale di tutte le Professioni del Mondo. Venedig 1585. 4°. — Ständ und Orden der .. kathol. Kirchen .. durch Joh. Ad. Lonicerum. Frankf. a. M. 1585. 4°. (Cf 1575). — Herm. Beck, Die Erbauungslit. (1883), 116 f., 270 ff., 276 ff., 327 f. — P. Althaus, Forsch. z. ev. Gebetslit. (1927), 57 f., 91, 94, 119 f., 124 f., 127 f., 150 f. — C. J. Cosack, Z. Gesch. d. ev. aszetischen Lit. (1871), 259 f. — Joh. Habermann, Gebäht Büchlein. Lipsiae 1576. (Es 4710); Erstausgabe: 1572. — Mich. Coelius, Wie ein Christ Gott teglich dancken .. sol. Erfurt 1572. (Es 4470). — Joh. Hermann, Ein new Gebetbuch. Lpz. 1602. (Es 7155). — J. Huizinga, Herbst des Mittel-

alters. München 1928. S. 76—87. — J. Burckhardt, Die Kultur der Renaiss. in Italien, 5. Abschn., 1. Kap. „Die Ausgleichung der Stände". — Joh. Winzer, Die ungleichen Kinder Evae in der Lit. d. 16. Jhs. Diss. Greifswald 1908. -- R. Köhler, Kl. Schriften 2 (1900), 61—66, 677. — Handwb. d. Soziologie (1931) 370 ff., 495 ff. — A. v. Martin, Soziologie d. Renaiss. 1932. — F. Engel-Jánosi, Soziale Probleme der Renaiss. Stuttg. 1924. — Th. Pauls, Luthers Auffassung von Staat und Volk. Bonner staatswiss. Unters. 12. (1925). — Ztschr. f. Gesch. d. Erziehg. u. d. Unterr. 21 (1931), 17—53. — E. Reicke, Der Gelehrte i. d. dt. Vergangenh. Monogr. z. dt. Kulturgesch. 7. (1900). — Th. Lindner, Weltgesch. Bd. 4 und 5. — Sehr bezeichnend für die Auffassung der Stände, insbesondere des Adels: Cyriakus Spangenberg, Adelsspiegel. 2 Bd. Schmalkalden 1591—1594. 2°. (Pf 104). — Im 17. Jh. neben den vielen Neuauflagen von Holbein, die am besten bei Maßmann verzeichnet sind, Garzoni u. a. vor allem: Chr. Weigel, Die Hauptstände. 1698. Neu hrsg. v. Chr. G. Hottinger. Straßbg. 1891. — Abr. a Santa Clara, Etwas für alle. Würzburg 1699—1711. 8°. (Db 8601). — Auch Chr. Weise wäre in diesem Zusammenhange zu nennen, dessen Standesbeschreibungen behandelt sind in: Rud. Becker, Chr. Weises Romane. Diss. Bln. 1910. — Weitere Ständelit. zahlreich bei G. Draudius, Bibliotheca libr. German. classica. Francof. a. M. 1611. (Am 5081a) unter den Stichworten „Haußhaltung" S. 96, 481; „Haußtafel" 97, 243; „Bürgerlich Leben" 350, 455; „Standtbücher" 182, 262, 523 u. a. — Zum zweiten Teil der Epigramme, Familienstände, Hauswirtschaft und Lebensregeln behandelnd: Aloys Bömer, Anstand und Etikette nach den Theorien der Humanisten (1904). Sonderdr. aus d. Neuen Jahrbüchern 1904, 2. Abt. 14. Bd. — E. Cohn, Gesellschaftsideale u. Gesellschaftsroman im 17. Jahrh. (1921), 17, 227—237. — Fr. Dedekindus, Grobianus. Hrsg. v. A. Bömer (1903). — A. Hauffen, C. Scheit (1889). — G. Müller, Dt. Lit. von der Renaiss. bis zum Ausgange des Barock. 1927—1929. — Johann Holtheuser, (Holtzheuser, Xyloecus) Tabula oeconomica. Erphordiae 1556. 8°. (Xd 1332). Gleichzeitig erschien das Werk deutsch: Haustaffel. Erffurdt 1556. 8°. (Ds 8207). — Haustaffel, Durch Mattheum Weberum Orduvianum. Magdeburg 1561. 8°. (Fa 4921). — Egid. Hunnius, Haußtafel. Frankf. a. M. 1566 (E 8016). — Zum dritten Teil der Epigramme, über Sünden und Narren: Goedeke, Grundriß 2 (1886), 479—483. — M. Osborn, Die Teufelslit. d. 16. Jhs. (1893). — Merker-Stammler, Reallex. 2 (1926/28), 445—448. — Seb. Brant, Narrenschiff. Hrsg. v. Zarnke (1854). — Wickram, Werke 5 (1903), 121—156. — Theatrum diabolorum. Frankf. a. M. 1569. (Db 3062). — Aegidius Albertinus, Lucifers Königreich vnd Seelengejaidt: Oder Narrenhatz. München 1616. (D 2416). — Zur Strophenform der Epigramme: E. Höpfner, Reformbestr. Progr. Bln. 1866. S. 38. — Die Viersilberstrophe mit Achtsilberschluß: a) 7zeilig: Wackernagel, Kirchenlied 3 (1870), Nr. 927. — b) 8zeilig: Goedeke-Tittmann, Liederbuch aus d. 16. Jh. (1881), 154 f.; Wackern. 3, Nr. 865, 929. — c) 11zeilig: Schöffer „Von edler art", Goedeke-Tittmann 20 f. Kontrafakturen dazu u. neue Wortlaute zu der Singweise: Wackern. 3, Nr. 234, 1289; 4 (1871), Nr. 79, 171, 1091, 1532; Joh. Zahn, Die Melod. d. dt. ev. Kirchenlieder 5 (1892). 1 f. — d) 12zeilig: Goedeke-Tittmann 146 f. — e) 14zeilig: Wackern. 3, Nr. 1467—1469. — Freie Zusammensetzungen von Vier- und Achtsilbern sind sehr häufig, z. B. Goedeke-Tittmann S. 23 f., 53 f., 54 f.; Wackern. 3, Nr. 648, 936 u. a. m.; reine Viersilberstrophen sind selten, z. B. Wackern. 4, Nr. 1001. — Viersilberstrophe mit Elfsilberschluß, 9zeilig: Goedeke-Tittmann 178 f. —

Lobwassers Verskunst: E. Höpfner, Reformbestr. auf dem Gebiete der dt. Dichtung im 16. u. 17. Jh. Progr. 1866. S. 24. f. — A. Koberstein, Grundriß z. Gesch. d. dt. Nationallit. 2 (1872), 81. — Jahresber. f. dt. Literaturgesch. 15 (1904), 313. — F. Saran, Dt. Verslehre (1907), 307 f. — A. Heusler, Dt. Versgesch. 3 (1929), 112—117. — Euphorion, Ztschr. f. Literaturgesch. 29 (1928), 599—604. —

Zur Gesch. des Zehnsilbers im 16. Jh.: E. Höpfner, Reformbestr. S. 7, 9, 11, 30 f., 39. — E. Zarncke, Kleine Schr. 1 (Lpz. 1897), 338 bis 339, 425. — Zehnsilber nach lat. Kirchenliedversen: Wackernagel 2, Nr. 1367, 1369, 1375, 1379, 1397. — Nach antiken sapphischen Strophen: Wackern. 2, Nr. 118; Schweizer Schausp.. d. 16. Jhs. 2. Hrsg. v. A. Geßler. (1891), 32, 41. (Chöre aus „Susanna" von S. Birk). — Bei Daniel Sudermann: Wackern. 5, Nr. 815, 825, 826, 991. — In Neudichtungen zu den französischen Psalmenweisen: Euphorion 29, S. 604 ff. — Im Kunstlied: G. Müller, Gesch. d. dt. Liedes (1925), 8 ff. —

Lobwassers Sprachstil: Gervinus 3 (1872), 53 f. — Euphorion 29, S. 589—594. — Zum Vergleich mit Opitz: R. Alewyn, Vorbarocker Klassizismus und antike Tragödie. Heidelberg 1926.

Lobwassers Bedeutung als Dichter: E. Höpfner, Reformbestr. auf dem Geb. der dt. Dchtg. des 16. u. 17. Jhs. Progr. Bln. 1866. S. 24 ff., 38 f. — G. G. Gervinus, Gesch. d. dt. Dichtung 3 (1872), 51—53. — Euphorion. Ztschr. f. Literaturgesch. 29 (1928), 609 ff. —

Bericht über den hier nicht gedruckten Teil der Dissertation.

Die von mir 1931 vorgelegte Dissertation umfaßte drei Teile, von denen hier mit Erlaubnis der Philosophischen Fakultät der Universität Berlin nur der erste zum Abdruck kommt. Der zweite Teil heißt „Der Übergang der Neulateiner zur deutschen Sprache". Er behandelt zunächst die Schichten und Gruppen im deutschen Schrifttum um 1600 und geht unter diesen besonders auf die neulateinische Dichtung ein. Die Neulateiner gehen, teils auf Anregung des Auslandes hin, teils aus nationalem Ehrgeiz, zur deutschen Sprache über, zunächst in der Theorie — Poetik und Rhetorik —, dann im Schaffen — Poesie und Prosa —. Opitz und Meyfart sind die stärksten Vertreter dieser Bewegung. In der Dichtung kommt es von nun an vor allem auf gelehrte und kunstvolle Formen an, und der Hauptvers dieser Kunst wird der Alexandriner. Ihm gilt der dritte Teil der Arbeit, der „Die deutschen Alexandrinerdichtungen von Lobwasser bis Opitz" heißt. An der Entwicklung der Alexandrinerdichtungen kann man den Gang der ganzen neuen Kunstdichtung ablesen. Der Vers kommt aus Frankreich und den Niederlanden. Zunächst versucht man ihn im Kirchenlied (Lobwasser, Posthius, Reinigius, Winnenberg, Wüstholtz, Hancke) ohne besonderen Erfolg, bald folgen vereinzelte Versuche in Alexandrinern in der weltlichen Kunstdichtung (Melissus, Fabronius, Widmann, Dohna, Rittershausen u. a.), noch verstreut und ohne feste Form. Dann aber beginnen einzelne Gelehrtenkreise ihn eingehend zu pflegen, in Schlesien (Opitz, Crombein, Nüßler, Bundschuh, Kirchner), in Heidelberg (Zinkgref, Venator, Hamilton, Creutz, Wessel) und Holstein (Hudemann, Ruarus). Auch die höfische Kunst in Stuttgart (Weckherlin), Köthen (Hübner, Fruchtbringende Gesellschaft) und Kassel (Werder) nimmt ihn auf. Allmählich gewinnt er feste Formen, und alle diese Bestrebungen werden dann zusammengefaßt durch Opitz, mit dem die neue deutsche Dichtung des 17. Jahrhunderts sich konstituiert.

Lebenslauf.

Ich, Hermann August Erich Trunz, bin geboren in Königsberg (Pr.) am 13. Juni 1905 und bin evangelisch. Meine Eltern sind Dr. phil. August Trunz, Generalsekretär des Landwirtschaftlichen Zentralvereins in Allenstein (Ostpr.) und seine Ehefrau Helene Trunz, geb. Fähser. Nach privater Vorschul-Vorbildung kam ich Ostern 1915 auf das humanistische Gymnasium zu Allenstein, woselbst ich Ostern 1925 das Reifezeugnis erhielt. Ich studierte während meiner ersten 3 Semester in München, Berlin und Königsberg und von meinem vierten Semester ab dauernd in Berlin. Ich hörte besonders die Vorlesungen der Herren Professoren Muncker, Roethe, Nadler, Ziesemer, Petersen, Hübner, Dessoir und Goldschmidt. Literaturgeschichte arbeitete ich in den Proseminaren von Professor Nadler und Petersen und dann mehrere Semester hindurch im Oberseminar von Professor Petersen; ältere Germanistik in den Proseminaren von Professor Roethe, Ranke und Neckel und in der Mittel- und Oberstufe des Seminars von Professor Hübner; Philosophie im Proseminar und Seminar von Professor Dessoir. Kunsthistorische Übungen machte ich bei den Herren Professoren Kehrer und Waetzoldt mit, und bei Professor Haendcke arbeitete ich in der Oberstufe seines kunstgeschichtlichen Seminars. Allen meinen Lehrern, besonders aber den Herren Professoren Petersen, Hübner und Dessoir bin ich zu tiefem Danke verpflichtet. Professor Petersen regte meine Dissertation an und hat sie während ihres Entstehens 1927 bis 1931 mit besten Ratschlägen unterstützt, gleichwie er auch andere Arbeiten von mir — einen Aufsatz im „Euphorion" 1928, die Mitarbeit an einer in Amerika erscheinenden Anthologie deutscher Dichtung und manches andere — anregte und förderte. Ihm bin ich daher in besonderem Danke verbunden.